

Andreas Fahrmeir (Hg.)

Deutschland

Globalgeschichte einer Nation

UNKORRIGIERTE LESEPROBE

Pressesperrfrist für Rezensionen

17. September 2020

Die Veröffentlichung einer Rezension vor Ablauf
der Sperrfrist ist nur mit vorheriger schriftlicher
Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.

Andreas Fahrmeir (Hg.)

Deutschland

Globalgeschichte einer Nation

C.H.BECK

Mit 6 Abbildungen und 6 Karten

© Verlag C.H.Beck oHG, München 2020
www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Käfer, Bj. 1992, im Auftrag des Mus. für Volkskunst in Mexiko-Stadt
von 8 Künstlern der Huichol-Ethnie mit Motiven ihrer Kultur geschmückt –

mit mehr als 2 Mio. Glasperlen für den «Vocho»

(Wortschöpfung aus «Vocho» – liebevoll als Name für den VW-Käfer – und «Huichol»).

In D. wurde er im Dezember 2012 in WOB ausgestellt.

Photo: REUTERS/Fabian Bimmer/picture-alliance.

Satz: Janß GmbH, Pfungstadt

Druck und Bindung: Beltz, Bad Langensalza GmbH

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Papier

Printed in Germany

Werbemittel-Nummer: 257885



klimateutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Über das Buch

Eine solches Portrait Deutschlands gab es noch nie: Mehr als 2000 Jahre Geschichte und Geschichten von Menschen und Mächten, Ereignissen und Erfindungen, Ideen und Kunstwerken – dargeboten von erstrangigen HistorikerInnen, KulturwissenschaftlerInnen und PublizistInnen aus aller Welt. Sie zeigen, welche Einflüsse von Deutschland aus in die Welt hinausgingen und von der Welt auf Deutschland einwirkten. So entsteht aus vielen Perspektiven ein neues Bild unserer Heimat, und wir verstehen besser, was heute «des Deutschen Vaterland» ist.

Die Autorinnen und Autoren nehmen die wichtigsten Knotenpunkte in der Geschichte Deutschlands in den Blick. In einem grandiosen Panorama begegnen wir den Römern in Germanien, Karl dem Großen und dem Kalifenhof in Bagdad, sehen die erste Universität in Prag und lernen die Bedeutung der schwarzen Kunst des Johannes Gutenberg kennen, wir reisen mit Sybille Merian nach Surinam, folgen den weltweiten Spuren von Moses Mendelssohn, Kant oder auch Max Weber. Der Code Civil als Rechtsimport, der Kommunismus als Ideenexport, die sonderbare Karriere eines Fleischklopses namens Hamburger, Neuschwanstein und der Blaue Reiter, all das wird ebenso Thema wie die Zerstörungskraft der Weltkriege und die Zeit des Kalten Krieges, die Magie des Gewandhausorchesters unter Kurt Masur, der Erfolg deutscher Regisseure in Hollywood und die weltweit amüsierende Pannenydssee des Berliner Flughafens.

Aus diesen Themenstellungen ergeben sich ungewohnte, spannende und überraschende Perspektiven, die sich zum Angebot einer alternativen Nationalgeschichte verbinden – die den Schwerpunkt auf Verflechtungen und Beziehungen, Wechselwirkungen und Missverständnisse legt und dadurch dabei hilft, den Ort Deutschlands in der Welt (und die Abhängigkeit des gegenwärtigen Deutschlands von der Welt) genauer zu verstehen.



Über den Herausgeber

Andreas Fahrmeir ist Professor für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Er hat unter anderem in Cambridge und am Deutschen Historischen Institut in London gelebt und geforscht. Neben Untersuchungen zu seinen engeren Arbeitsschwerpunkten – beispielsweise zur Ausländerpolitik im 19. Jahrhundert – hat er immer wieder allgemeine Darstellungen verfasst oder mit initiiert, so etwa zu ungewöhnlichen Kriminalfällen, zur Geschichte Europas im frühen 19. Jahrhundert, zum Nationalismus in Deutschland oder zur deutschen Geschichte; damit hat er ein breites Publikum erreicht. Im Verlag C. H. Beck sind von demselben Autor lieferbar: *Revolutionen und Reformen. Europa 1789–1850* (2010 – HSozKult: «ein facettenreiches, eigenständiges, gelungenes Buch, das eine Lücke füllt und sowohl Fachleuten wie einem breiten Publikum zu empfehlen ist») und *Deutsche Geschichte* (2017 – SZ: «souverän»; UniReport: «prägnant»).

Inhaltsübersicht

Vorwort

- I. Avant la lettre
- II. Vom Paradies und von der Welt – Mittelalter
- III. Es werde Licht? Ein Land im Aufbruch –
Frühe Neuzeit
- IV. Das lange Jahrhundert der Revolutionen –
das 19. Jahrhundert
- V. Das Zeitalter der Weltkriege
- VI. Erfolge und Gefahren in einer verflochtenen Welt

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren

Bildnachweis

Register

Inhalt

Vorwort

I. Avant la lettre

400 000 v. Chr.

Vom *Homo heidelbergensis* bis zu den ersten Ackerbauern und Viehhirten – Frühe Migrationsgeschichte im späteren Deutschland
Hermann Parzinger

5100 v. Chr.

Talheim – Das erste Massaker in Europa
Svend Hansen

1700 v. Chr.

Die Himmelsscheibe von Nebra und der Blick zu den Sternen
Bernhard Maier

9 n. Chr.

Die Varusschlacht – Und wie «Deutschland» aus der römischen Welt ausstieg
Uwe Walter

16 n. Chr.

Haltern, Waldgirmes und fast eine Provinz – Familienpolitik statt Weltreichspolitik im fernen Germanien
Egon Schallmayer

293 n. Chr.

Trier und die Mittelmeerwelt
Hartmut Leppin

540 n. Chr.

Wie Köln zu seinem Namen kam
Karl Ubl

II. Vom Paradies und von der Welt – Mittelalter

700

Das Lehnswesen wird nicht erfunden
Steffen Patzold

789

Das Kapitular Karls des Großen und die Entstehung der deutschsprachigen Literatur
Anna Kathrin Bleuler

797

Ein Elefant namens Abûl-Abbâs – Zur Gesandtschaft Karls des Großen zum Abbasidenkalifen Hârûn al-Rašid
Johannes Fried

953

Córdoba – Johannes von Gorze reist an den Kalifenhof
Michael Borgolte

Polen

Jürgen Heyde

1077

Der Streit um die Vorherrschaft der geistlichen oder weltlichen Gewalt – Die Einheit der Welt zerbricht
Claudia Zey

1095

Der Erste Kreuzzug als Migrationsbewegung
Peter Thorau

1150

Die Hanse – Handel und Macht
Stephan Selzer

1228

Kaiser Friedrich II. und der Elefant des Ayyubidenultans
Knut Görich

1235

Gotik – Architektur strebt zum Himmel

Alexander Marksches

1248

Albertus Magnus – Aristotelesrezeption und Scholastik

Andreas Speer

1348

Der «Schwarze Tod»

Karl-Heinz Leven

1348

Die Gründung einer Universität in Prag – Ein Bildungsmodell überquert die Alpen

Frank Rexroth

1354

Der deutsche Erfinder des Schießpulvers als technikhistorische Legende

Marcus Popplow

1355

Karl IV. – Des Kaisers neue Kronen

Bernd Schneidmüller

Böhmen

Martin Schulze Wessel

1420

Fugger, Welser und die Entstehung der Handelsimperien – Weltreiche und deutsches Silber

Philipp Robinson Rössner

Italien

Claudia Märkl

1454

Johannes Gutenberg – Der Vater der Massenkommunikation

Stephan Füssel

1462

Vlad III. Drăculea und die Imaginationen des Bösen

Gabriele Annas

Burgund

Heribert Müller

III. Es werde Licht?

Ein Land im Aufbruch – Frühe Neuzeit

1502

Konrad Celtis – Die Geburt Deutschlands aus dem Geist des Humanismus

Martin Korenjak

1505

Dürer – Die Kunst wird international

Thomas Schauerte

1515

Amerika kommt in Bamberg auf den Globus

Frank Berger

1517

Vom Mönchsgezänk zu Konfessionen von Weltrang

Thomas Kaufmann

1519

Die Krönung Karls V. in Aachen – und später in Bologna

Karl Vocelka

1543

Kopernikus und Kepler – Der Verlust der Mitte

Bernd Roeck

1545

Das Konzil von Trient – Die katholische Kirche besinnt und erneuert sich

Johannes Meier

Elsass

Thomas Maissen

1563

Heidelberger Katechismus – Weltweite Erfolgsgeschichte eines Lehr- und Trostbuchs

Christoph Strohm

1592

Das Herzogtum Pfalz-Zweibrücken verordnet die staatliche Schulpflicht – Eine Idee wird in die Welt gesetzt

Stefan Ehrenpreis

1597

Hanau – Einwanderung aus Westeuropa und die Herausforderung religiöser Vielfalt

Alexander Schunka

1618

Die internationale
Dimension des
Dreißigjährigen Krieges
Georg Schmidt

1683

Franz Daniel Pastorius,
Germantown und die
Anfänge der organisierten
deutschen Auswanderung
nach Nordamerika
Mark Häberlein

1683

Großfriedrichsburg –
Brandenburg in Afrika
Roberto Zaugg

1699

Maria Sibylla Merian reist
nach Surinam
Barbara Beuys

1721

Das Konzert erobert die
Musikwelt des Barock
Dorothea Schröder

1726

Der Neue Welt-Bott –
Katholische Weltsicht in
Zeiten der Aufklärung
Renate Dürr/Ulrike Strasser

1729

Geburt Moses
Mendelssohns – Aufklärer
und Vorreiter des
emanzipierten Judentums
*Shulamit Volkov (Übers.
Adina Stern)*

1755

Winckelmanns *Gedanken*
und sein Absprung nach
Rom
Luca Giuliani

1758

Hamburger aller Welt,
lasst euch genießen!
Claudia Schnurmann

1763

Mozarts Reisen – Sendung
und Mission
Laurenz Lütteken

1769

Friedrich II. und Joseph II.
in Neiße und Mährisch-
Neustadt –
Monarchenbegegnung mit
Musik
Sabine Henze-Döhring

1776

Gründung des
Illuminatenordens – Eine
ethische Weltanschauung
außerhalb der Kirche
Martin Mulsow

1784

Immanuel Kant –
Beantwortung der Frage:
Was ist Aufklärung?
Petra Gehring

IV. Das lange Jahrhundert der Revolutionen – das 19. Jahrhundert

1792

Die Schlacht von Valmy
*Michael Rowe (Übers. Karsten
Petersen)*

1792

Beethoven erobert
die Welt
*Jan Caeyers
(Übers. Andreas Ecke)*

1794

Zwei Jahrzehnte
revolutionäre und
napoleonische Kriege –
Deutsche Soldaten unter
französischer Flagge erobern
Europa
Wolfram Siemann

1797

Freiheitsbäume im Reich
Ute Schneider

1800

Alexander und Wilhelm
von Humboldt – Vom
Orinoco nach Java
Andreas W. Daum

1804

Code civil, Code Napoléon
und Deutschland
Michael Stolleis

1805

Fernsicht aus
Benediktbeuern
Werner Plumpe

1815

Der Wiener Kongress –
Pfade in die Moderne und
in die Welt

Heinz Duchhardt

Österreich

Wolfram Siemann

1825

Atlantikweit aktive
Hamburger auf Puerto Rico

Claudia Schnurmann

1833

Sarah Austin bringt Goethe
auf den englischen Markt

Andreas Fahrmeir

1837

Die deutsche Präsenz im
Pazifik

Hermann Hiery

1842

Lieder ohne Worte – Wie
europäisch ist die deutsche
Romantik?

*Hans-Joachim
Hinrichsen*

1848

*Das Kommunistische
Manifest* – Ein Gespenst
geht um in Europa

Gerd Koenen

1848

Revolutionierung der
Weltmeere – Die
Flottendebatte in der
Frankfurter Paulskirche

Michael Epkenhans

1848

Die Rheinlande –
Flucht ins Globale aus einer
gescheiterten Revolution
deutscher und europäischer
Provenienz

Jonathan Sperber

1851

Revolution auf der
globalen Bühne – Die
theatralische Verarbeitung
der bayerischen Erfahrungen
auf Welttournee

Marita Krauss

1855

Deutsch wird man erst in
der Fremde – Deutsche
Vereine in den USA

Heike Bungert

1856

Der Neandertaler – Eine
wissenschaftsgeschichtliche
Spurensuche

Ellinor Schweighöfer

1861

Die Rheinbrücke bei
Kehl wird in Betrieb
genommen – «für Frieden
und für den Handel»

Jürgen Müller

1865

Die Gründung der
«Liebig's Extract of Meat
Company» – Industrielle
Massen- und
Markenproduktion in
globalem Kontext

Torsten Riotte

1869

Neuschwanstein – Ein
globales Architekturereignis

Christine Tauber

1871

Gründung des Deutschen
Reiches – Kaiserkrönung in
Versailles

Karina Urbach

1871

Kulturkampf transnational

Wolfram Kaiser

1874

Von der Gelehrten-
Vereinigung zum
Reichsinstitut – Archäologie
als globales Phänomen

Hans-Joachim Gehrke

1882

Grenzüberschreitungen –
Die Geburt der
Anthroposophie aus Rudolf
Steiners Goetheanismus der
Wiener und Weimarer Jahre

Renatus Ziegler

1883

Nietzsches *Also sprach
Zarathustra* I erscheint – Der
Staat als Gott oder als
Ungeheuer?

Andreas Urs Sommer

1884

Afrikanische Initiative und
deutsche Besitzergreifung

Stefanie Michels

1884

Carl Peters gründet
«Deutsch-Ostafrika» –
Rassismus, Gewalt und
Kolonialismus
Andreas Eckert

1888

Paul de Lagarde und die
Antisemitismusdebatte in
Deutschland
Ulrich Sieg

1889

Die Entstehung des
Marxismus und des
europäischen Sozialismus
Gerd Koenen

1898

Das Observatorium in
Qingdao – Koloniale
Meteorologie in Ostasien
Iwo Amelung

1900

Die Malerwelt zu Gast in
Schwabing
Dirk Heißenrath

1903

Theodor Mommsen – Der
Wissenschaftsorganisator
Stefan Rebenich

1903

Gründung der Tsingtao
(青島) Brewery – Deutsches
Bier für China
Qunyi Liu
(Übers. Yingjie Guo)

1904

Max Webers Protestan-
tische Ethik erklärt den
globalen Kapitalismus
Friedrich Wilhelm Graf

1904

Deutsche in Brasilien um
die Jahrhundertwende –
«Keine Alternative zur
Vernichtung»
Stefan Rinke

1905

Hererokrieg – Deutscher
Kolonialismus, Völkermord
und Konzentrationslager
Jonas Kreienbaum

1905

Der junge Hitler und
Wagner – Der internationale
Kulturkontext einer
folgenreichen Begegnung
Sebastian Werr

1909

«Brot aus Luft» – Fritz
Haber und die
Ammoniaksynthese
Margit Szöllösi-Janze

1910

100. Geburtstag des
Oktoberfests – Die Welt zu
Gast in Deutschland
Bernhard Löffler

1911

Der Blaue Reiter –
Inspiration und Rezeption
Cathrin Klingsöhr-Leroy

V. Das Zeitalter der Weltkriege

1913

Die Liman-von-Sanders-
Affäre – Eine
interkontinentale Krise am
Vorabend des Ersten
Weltkriegs
Sabine Mangold-Will

1913

Albert Schweitzer – Ein
Arzt zwischen Elsass und
Lambarene
Thomas Suermann

1914

Wilhelm II. – Der Kaiser
führt Krieg gegen die
übrigen Dynastien Europas,
sogar gegen Vetter Georgie
von England
John C. G. Röhl

1914

Zerstörung der Löwener
Universitätsbibliothek –
Kriegsverbrechen im Ersten
Weltkrieg
*John N. Horne (Übers. Karsten
Petersen)*

1915

Anatolienexpedition,
Armeniermassaker – Und
andere osmanische
Kriegsschauplätze
Rolf Hosfeld

1918

Die «Spanische Grippe»
Karl-Heinz Leven

1918

Oswald Spengler,
Deutschland und die «Große
Parallele»

Hans-Christof Kraus

1919

Die Globalität des Versailler
Vertrags

Jörn Leonhard

1920

Die Gründung der
NSDAP – Hitler und der
europäische Faschismus

Christian Goeschel

1921

Neue US-
Quotenregelungen und der
Wandel der deutschen
Migrationsverhältnisse

Jochen Oltmer

1923

Die Frankfurter Schule –
Philosophie von Weltrang

Jörg Später

1923

Die deutsche Inflation aus
globaler Sicht

*Harold James (Übers. Karsten
Petersen)*

1924

«Golden Twenties» –
Berlin als internationale
Hauptstadt der Lebenslust

Andreas Beyer

1927

Sein und Zeit
Rudolf Walther

1931

Oswald von Nell-Breuning
und die päpstliche
Sozialenzyklika

«Quadragesimo anno»

Hermann-Josef Große Kracht

1931

Weltwirtschaftskrise

Jan-Otmar Hesse

1933

Das Dritte Reich in der
Zwischenkriegszeit –
Bewunderer,
Kooperationspartner und
Nachahmer

Sven Reichardt

1933

Einstein – Der Exodus
deutscher Wissenschaftler

Thomas Bürhke

1933

Bert Brecht – Dichter aus
dem Land der Henker

Klaus Wolf

1933

Das Reichsfluchtsteuergesetz
und die jüdische
Auswanderung

Ralf Banken

1936

Gretel Bergmann – Jüdische
Sportler*innen und die
NS-Propagandashow

Moshe Zimmermann

1937

«Entartete Kunst» – Künstler
im Exil

Christoph Zuschlag

1938

Sigmund Freud emigriert –
Die Psychoanalyse wird in
Deutschland gleichgeschaltet

Andreas Mayer

1939

Der Zweite Weltkrieg –
Die globalgeschichtliche
Konfliktlage

Jörg Echternkamp

1939

Geheimberichte zur
Nutzbarmachung von
Atomkernenergien

Manfred Popp

1939

Der Arbeitseinsatz von
Ausländern in der deutschen
(Kriegs-)Wirtschaft

Mark Spoerer

1940

Der Dreimächtepakt
zwischen Deutschland,
Italien und Japan

Daniel Hedinger

1940

Auschwitz – Ein deutsches
Konzentrations- und
Vernichtungslager

Sybille Steinbacher

1941

Indian National Army –
Indische Soldaten in den
Diensten der Achsenmächte

Verena Steller

1942

Casablanca – Verfolgung
und Emigration im
Hollywood-Film
Tino Jacobs

1944

Citizen Mann
Hans Váget

1945

Jalta und Potsdam –
Die Entstehung des
Kalten Krieges
Bernd Stöver

1945

Wernher von Braun
geht in die USA –
Deutsches Kriegswissen
im Dienste der US-
Weltraumfahrt
Stefan Brauburger

1945

Displaced Persons,
Flüchtlinge, Vertriebene –
Eine neue Völkerwanderung
Ulrich Herbert

1945

Die Nürnberger Prozesse –
Eine neue Rechtsordnung
für die internationale
Gemeinschaft
Annette Weinke

1945

Das Deutschland der
Alliierten
Martin Sabrow

1946

Im SPIEGEL –
Die Etablierung der
bundesdeutschen
Medienlandschaft und ihre
internationalen Bezüge
Frank Bösch

1947

Anne Frank – Das Mädchen
aus dem Hinterhaus
Barbara Distel

1948

Marshallplan und
Fräuleinwunder
Malte Zierenberg

1949

Das Grundgesetz – Ein
Exportartikel
Dieter Grimm

VI. Erfolge und Gefahren in einer verflochtenen Welt

1950

Wirtschaftswunder global
Alexander Nützenadel

1954

Die Fußballweltmeisterschaft
in der Schweiz
Wilfried Nippel

1955

Das deutsch-italienische
«Anwerbeabkommen» –
Ein Wendepunkt der
Migrationsgeschichte?
Christoph Rass

1956

Leni Riefenstahl in Afrika
Heike B. Görtemaker

1960

Mary Bauermeister
Wulf Herzogenrath

1962

Heinrich Lübkes
Afrikareise – Diskrepanzen
der Wahrnehmung
Simone Derix

1964

VW-Käfer in Mexiko
gebaut – Mobilität für die
Welt
Dirk van Laak

1964

Lokal global – Jeden Tag
anders essen gehen
Maren Möhring

1968

Daniel Cohn-Bendit an der
französischen Grenze –
Deutschland und die neuen
sozialen Bewegungen
Jens Ivo Engels

1968

Vom Tomatenwurf bis zu
#metoo – Das Private bleibt
politisch
Urte Schröder/Marit Schwarz

1970

Kniefall, wortlos
Gunter Hofmann

1972

*Grenzen des Wachstums –
Der Bericht an den Club of
Rome und der Siegeszug
des Umweltschutzes*
Jens Ivo Engels

1973

Anwerbestopp für
«Gastarbeiter» aus Süd-
europa und Nordafrika –
Neuverortung und
Pluralisierung der
westdeutschen Gesellschaft
als Prozess und Aufgabe
Anne Friedrichs

1975

Menschenrechte,
Rassismus und Sozia-
lismus – Der deutsche
Protestantismus in der
internationalen Ökumene
Hedwig Richter

1976

Flugzeugentführung nach
Entebbe im Juni/Juli – Die
Kollaboration zwischen dem
Regime in Uganda, der
Volksfront zur Befreiung
Palästinas und den
westdeutschen
Revolutionären Zellen
*Jeffrey Herf (Übers. Karsten
Petersen)*

1979

Protest gegen Atomkraft
und Atomkrieg
Frank Bösch

1980

Zwischen Ideologie,
Ökonomie und
Xenophobie – Die DDR
und die vietnamesische
Arbeitsmigration
Bernd Stöver

1982

Weltenbrand,
Theaterdonner und Gebete
Harald Borges

1985

Deutsches Tennis an der
Weltspitze – Das Jahrzehnt
von Boris Becker, Michael
Stich und Steffi Graf
Stephan Wassong

1989

Der Eiserne Vorhang
fällt – Die deutsche
Wiedervereinigung
zwischen den Straßen der
DDR und dem
internationalen Parkett
Andreas Rödder

1990

Deutsche Außenpolitik
nach dem Ende des Kalten
Krieges
Stephan Bierling

1993

Der bundesdeutsche
Asylkompromiss
Patrice G. Poutrus

1996

Eine europäische Währung
in einer globalisierten Welt
Dominik Geppert

1996

Amerikanischer als die
Amerikaner
Susan Vahabzadeh

1997

mp3 verbreitet sich illegal
im Internet
Christian A. Müller

2001

Jürgen Habermas –
Deutschland, der Westen
und die universelle Vernunft
Paul Nolte

2003

«Agenda»-Reformen und
Hartz-Gesetze als Folge der
neoliberalen Wende in
Europa
Christoph Butterwegge

2003

«Denglisch» – Die Illusion
der Mehrsprachigkeit
Luise Schorn-Schütte

2005

Daniel Kehlmann, Uwe
Timm, Juli Zeh –
Internationale
Bestellerautor*innen aus
Deutschland
Martin Hielscher

2008

Die Finanzkrise –
Auswirkungen globaler
Krisen auf das deutsche
Bankwesen
Johannes Bähr

2010

Nationalismus im
Geschäftsanzug des
Rationalismus
Patrick Bahners

2011

Energiewende –
Von Fukushima zu
Wind und Solar
Frank Uekötter

2013

NSU – Die Mordserie der
Rechtsterroristen kommt
vor Gericht
Annette Ramelsberger

2014

Sensibler Fußballweltmeister
Gerhard Dellling

2015

Deutsche Autos und die
Welt – Automobilindustrie
und Globalisierung
Manfred Grieger

2015

«Dann isch over» –
Griechenlandkrise und
Exportweltmeisterschaft
Ralph Bollmann

2015

Die Flüchtlingskrise als
außenpolitisches Problem –
Pro- und antieuropäische
Implikationen
Thomas Jäger

2015

(Ex-)Reiseweltmeister –
Was wir in der Fremde über
uns selbst erfahren
Matthias Politycki

2016

Der Terroranschlag vom
Breitscheidplatz
Florian Flade / Georg Mascolo

2017

Brücken nach Babylon –
Deutschlands bi-nationale
Paare
Michael Jeismann

2018

Kurt Masur – ein Dirigent
aus der DDR und die
politische Botschaft
klassischer Musik
Alexander Cammann

2020

Ein Virus unterbricht die
Globalisierung
Andreas Fahrmeir

20XX

Wegen Eröffnung auf
Dauer geschlossen –
Der Flughafen Berlin-
Brandenburg «Willy Brandt»
Jürgen Kaube

Verzeichnis der Autorinnen
und Autoren

Bildnachweis

Register

Vorwort

Andreas Fahrmeir

Globalisierung verändert Perspektiven. Das gilt für die Gegenwart, und es gilt für die Fragen an die Vergangenheit. Mit «der» Globalisierung verbinden sich heute – je nach Standpunkt – vorwiegend Hoffnungen oder Befürchtungen: Hoffnungen auf eine pluralistische Weltgesellschaft, deren Institutionen in der Lage wären, globale Herausforderungen wie die Klimakrise nachhaltig zu lösen, oder Befürchtungen über das Wachstum von Ungleichheit und den Verlust politischer und kultureller Autonomie. Während eine optimistische Sicht auf Globalisierungsprozesse mit einer Präferenz für institutionelle Ordnungen einhergeht, die über Staatsgrenzen hinausweisen, verbindet sich eine pessimistische Perspektive mit der Forderung danach, der (National-)Staat solle wieder eine «Kontrolle» übernehmen, die er angeblich verloren hat. Ob das in der Realität wirklich so ist, muss hier nicht geklärt werden; die Debatte dokumentiert aber einen raschen Wandel von Wahrnehmungen: Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre die (national-)staatliche «Kontrolle» über politische Entwicklungen weitgehend selbstverständlich erschienen – und zugleich stellten die Grenzen von (National-)Staaten den gängigen Rahmen für historische Groß- oder Meistererzählungen dar.

Solche Meistererzählungen gingen zwar nur in den seltensten Fällen so weit, die Geschichten von Staaten oder Nationen als Geschichten von Orten zu beschreiben, die keine Verbindung zur Außenwelt hatten. Es war immer klar, dass der «Container» des Nationalstaates nicht hermetisch versiegelt war, sondern dass er Zugänge und Ausgänge besaß, die es erlaubten, ihn zu betreten oder zu verlassen. Neue Ideen konnten von außen eingeführt und Neuerungen von innen in die Welt getragen werden. Aber er war auch nicht völlig offen, sondern zumindest so weit nach außen abgegrenzt, dass sich die für die Erzählung relevantesten Entwicklungen *innerhalb* seiner Grenzen abspielten, so dass der Blick in jeden «Container» etwas anderes offenbarte – genau wie bei einem Containerstapel in einem Hafen.

Inzwischen haben sich die Akzente verschoben. Einerseits liegt es nahe, zu versuchen, den auf nur einen Container begrenzten Blickwinkel zu erweitern

und einen Überblick über das ganze Hafengelände zu gewinnen – wie es die Welt- oder Globalgeschichte anstrebt. Andererseits ist es in einer Welt, in der die Erfahrung vielfältiger Vernetzungen immer stärker präsent ist, naheliegend, beim Blick in jeden Container weniger danach zu fragen, wie sich dessen Inhalt von dem benachbarter Container unterscheidet, sondern danach, wie der Inhalt hineingekommen ist und wohin er verteilt werden wird.

Alle historischen Meistererzählungen kreisen um zentrale Ereignisse, die sich zu einer chronologisch strukturierten Geschichte zusammenfügen lassen. Solche Erzählungen sind ein elementarer Teil des historischen Wissens, das in Schulen vermittelt und als Grundlage der Diskussion über Vergangenheit vorausgesetzt wird. Dieses chronologische Gerüst kann mehr oder weniger rigide oder mehr oder weniger offen sein. Es ist aber stets präsent und führt zu Kerndaten, welche alle (er-)kennen sollen – 1066, 1215, 1789, 1871 wurden so zu Jahren, die historische Assoziationen aufrufen (sollten), die sich vor allem mit bestimmten Ländern verbinden. Bei den genannten Zahlen denkt man vermutlich zuerst an die Eroberung Englands durch die Normannen, die Magna Charta, die Revolution in Frankreich sowie an die Reichsgründung in Deutschland. Das verdrängt freilich andere, mögliche Assoziationen, von denen manche ebenfalls von großer historischer Bedeutung waren: die erste förmliche Verleihung eines Stadtrechts in den Niederlanden 1066, die Einnahme Beijings durch die Mongolen 1215, die Entdeckung des Urans 1789 oder die Einführung des Yen 1871.

Die gegenwärtige Hochkonjunktur historischer Jubiläen, denen nur selten (wie 2014 oder 2019 anlässlich des Beginns des Ersten Weltkriegs und der Pariser Vorortverträge) eine internationale oder gar globale Resonanz eigen ist, verstärkt die Tendenz, solche Daten zu nationalen Erinnerungsorten zu verdichten. Gewiss wurde mit mehr oder weniger guten Begründungen immer schon die «globale» Bedeutung von Ereignissen behauptet, die sich mit Nationalgeschichten verbanden – niemand hätte bestritten, dass «die» Reformation von 1517 über Deutschland hinaus ausstrahlte. Aber die globalen Perspektiven in Nationalgeschichten wurden nur selten symmetrisch gedacht, lag doch der Fokus weitaus häufiger auf den globalen Wirkungen der «eigenen» Leistungen als auf den globalen Rahmenbedingungen, die scheinbar spezifisch nationale Entwicklungen erst möglich gemacht hatten: Eine Globalgeschichte «der» Reformation scheint weitaus weniger überraschend als eine Globalgeschichte der Ursachen der Reformation, die über Deutschland und Europa hinausweist. Ereignisse, deren Bedeutung sich vor allem durch eine globale Perspektive erschließt, hatten zudem eine geringere Chance, in die Reihe der kanonischen Daten aufgenommen zu werden.

Was verändert sich, wenn man versucht, diese Akzente zu verschieben, indem man nach zentralen Daten fragt, bei denen zwar eine bestimmte Region in den Focus des Betrachters rückt, die sich aber vor allem durch globale Verflech-

tungen begründen lassen? Würde dann neben die Kaiserkrönung Karls des Großen 800 durch den Papst vielleicht die Bitte um die Übersendung eines Elefanten treten, die Karl der Große 797 äußerte, weil sich damit der ganze Komplex der Beziehungen zwischen dem Frankenherrscher und der außerchristlichen Welt verband? Würde an die Stelle der Bedeutung des bayerischen Reinheitsgebots 1516 das Jahr 1903 treten, da damals «deutsches» Bier seine Karriere in Asien begann? Wie steht es umgekehrt um die «globale» Bedeutung kanonischer Daten? Machte sich außerhalb Europas über die Reichsgründung 1871 überhaupt jemand Gedanken? Wäre das Jahr 1563, als der Heidelberger Katechismus formuliert wurde, vielleicht ein zentraleres Datum für die Wirkung der «deutschen» Reformation als 1517? Warum ist 1944 ein gutes Jahr, um über die Wirkung der amerikanischen Innenpolitik auf deutsche Literatur nachzudenken?

Dieses Buch enthält mögliche Antworten auf solche Fragen. Es ist das Ergebnis der Bereitschaft von 172 Historikerinnen und Historikern, sich auf ein Wagnis einzulassen. Sie haben die Anregung von Stefan von der Lahr, der das Buch als Lektor aus der Taufe gehoben hat, und mir aufgegriffen, von einer möglichst konkreten Episode ausgehend einen Stein zum Mosaik einer Globalgeschichte Deutschlands beizutragen, der die Form eines knappen Essays ohne Anmerkungsapparat annehmen sollte und entweder eine globale Sicht auf kanonische Bausteine der Nationalgeschichte ermöglichen oder Episoden, die für globale Beziehungen Deutschlands besonders wichtig waren, in Erinnerung rufen sollte. Daraus ergibt sich bewusst keine einheitliche Erzählung einer Nationalgeschichte Deutschlands für die Zeiten der Globalisierung (und auch nur die Andeutung der Konturen eines möglichen Mosaiks), sondern eine Anregung dazu, scheinbar Vertrautes neu zu denken und zugleich bislang weniger prominente Facetten der Geschichte Deutschlands, die sich durch ein wachsendes Interesse an globalen Vernetzungs- und Verflechtungsprozessen ergeben, stärker in den Vordergrund zu rücken.

Die Episoden sind chronologisch angeordnet und markieren damit – teils mit vollstem Ernst, teils mit einem kleinen Augenzwinkern – den Anspruch, dem bisherigen kanonischen Zeitstrahl neue Daten hinzuzufügen. Sie verweisen in Form eines chronologischen Sachregisters aufeinander und laden so zu dazu ein, Bezüge zwischen Themen zu finden, welche Epochengrenzen überdauern; bei Artikeln, die sich mit längerfristigen Vorgängen beschäftigen, markiert die Jahreszahl selbstverständlich nur den Beginn der jeweiligen Entwicklung.

Dieses Experiment hat Vorbilder. Im Jahr 2016 erschien in Paris eine von Patrick Boucheron herausgegebene *Histoire mondiale de la France*. Es war das Jahr, bevor sich zwei politische Visionen der Zukunft Frankreichs im Präsidentschaftswahlkampf gegenüberstehen sollten: Emmanuel Macrons Programm eines welt-offenen, aber zugleich global konkurrenzfähigen und politisch selbstbewussten Landes, das sich gegen das Versprechen der rechtspopulistischen Globalisierungs-

kritikerin Marine Le Pen durchsetzte, den Franzosen einen starken, nach außen exkludierend wirkenden Nationalstaat zu bieten, der sie gegen die Herausforderungen der Welt abschotten würde. Bouchérons Werk setzte sich das Ziel, die französische Nationalgeschichte als Geschichte der Beziehungen zwischen Frankreich und der Welt sowie zwischen der Welt und Frankreich zu erzählen – in einem breiten chronologischen Wurf, gegliedert in kurze Kapitel, mit Daten als Gerüst des Inhaltsverzeichnisses und als Abkürzung für interne Verweise. Teilweise griff es mit überraschenden Ergebnissen kanonische Daten auf, teilweise übergang es scheinbar zentrale Ziffernfolgen zugunsten anderer, in dieser Perspektive wichtigerer Jahre. Noch während Stefan von der Lahr und ich überlegten, ob und wie man diese Idee für die deutsche Geschichte fruchtbar machen könnte, erschienen nach demselben Muster Weltgeschichten Italiens, Siziliens, Flanderns, der Niederlande, Spaniens und Kataloniens. Sie bestärkten uns in der Annahme, dass es sich dabei nicht nur um ein interessantes, sondern auch anschlussfähiges Format handelte. Und sie erlaubten uns, mögliche Fallstricke klarer zu erkennen.

Jede aktuelle Perspektive auf historische Vorgänge birgt die Versuchung, die Gegenwart nicht nur als das empirisch eingetretene Ergebnis der bisherigen historischen Entwicklungen zu verstehen, sondern als deren Ziel. Das galt für Nationalgeschichten, welche einer Nation eine besondere welthistorische Rolle zuschrieben, und es gilt für Versuche, eine Mission Europas (oder Amerikas oder Asiens oder Afrikas) historisch zu begründen. Gilt es auch für nationale Weltgeschichten? Die Frage richtet sich besonders an Geschichten der Beziehung eines Landes oder einer Region zur Welt, in denen – wie in Katalonien oder Flandern – umstritten ist, ob sie sich nicht besser als eigener Staat konstituieren sollten. Zumindest fällt ins Auge, dass die Frage nach den möglichen historischen Grundlagen gegenwärtiger Identität in diesen Fällen besonders prominent platziert wird. So beginnt die Weltgeschichte Flanderns mit einem Beitrag, dem es um das «genetische Gedächtnis» geht; dieser konstatiert dann allerdings, dass es eine genetisch beschreibbare Identität der Flamen nicht gibt – aber doch eine Verbindung der Gegenwart zu den «ehemaligen Gesellschaften in unserer Region». Die Weltgeschichten Spaniens und Kataloniens enden mit dem Referendum über die Unabhängigkeit Kataloniens 2017 – und mithin mit der Frage nach einer Identität Spaniens und Kataloniens in Europa. Dieses Thema durchzieht das Projekt zu Katalonien für das 20. Jahrhundert aus naheliegenden Gründen in besonderer Weise. Die Frage nach der historischen Legitimation und gegenwärtigen Bedeutung von Grenzen berührt das allgemeinere Thema der Interaktion zwischen «globalhistorischen» Erfahrungen und gegenwärtigen, nicht zuletzt national geprägten, Selbstverständnissen. Ihr nachzugehen bedeutet, die Annahme, bei Globalisierungsprozessen handele es sich um etwas prinzi-

piell Neues, ebenso zu hinterfragen wie die Vermutung auf den Prüfstand zu stellen, dass sich globale Interaktion und nationale Differenzierungsprozesse immer ausschließen.

Der Ausgangspunkt der Globalgeschichten war freilich jeweils unterschiedlich: mal ein Staat, mal eine Region mit mehr oder weniger ausgeprägten Hoffnungen, politische Unabhängigkeit zu erlangen, mal eine geographische Einheit, die fast immer Teil größerer Herrschaftsgebiete war – wobei sich die Kategorien keineswegs ausschließen müssen. Die Problematik, wie man mit geographischen Grenzen umgehen sollte, war für die erwähnten Buchprojekte in unterschiedlicher Weise relevant, und sie wurde in jeweils anderer Weise gelöst. Meist bezog man sich auf die aktuellen Staatsgrenzen, manchmal in Verbindung mit dem Verweis auf ihre geographischen Grundlagen (wie im Fall Italiens auf das Meer und die Alpen oder im Fall Siziliens auf die Küstenlinie). Damit war der geographische Raum, der für die Geschichten der Beziehung eines Landes zur «Welt» den «Innenraum» markieren sollte, klar. Und er war so beschrieben, dass er sich im Lauf der Zeit nicht veränderte. Diese Entscheidung hat einerseits den eminent plausiblen Effekt, dass sie koloniale Unternehmungen von vornherein als Irrwege markiert. Andererseits hat sie die zumindest potentiell problematische Folge, gegenwärtigen Grenzen eine Art rückwirkende Evidenz zuzuschreiben oder zu Annahmen über die historische Macht der Geographie zurückzukehren, die auch den allzu simplen Zukunftsprognosen der verschiedenen geopolitischen Schulen des 19. und 20. Jahrhunderts zugrunde lagen. Seltener erscheinen Staatsgrenzen als potentiell strittig – wie in dem erwähnten spanischen Beispiel, in dem den Grenzziehungen (gegenüber Portugal, Afrika und eben Frankreich) eine relativ prominente Bedeutung zugewiesen wird.

Für «Deutschland» stellt sich die Frage nach dem Bezugspunkt einer epochenübergreifenden «Weltgeschichte» in etwas anderer Weise. Es handelt sich weder – wie bei Sizilien – um eine geographisch klar abzugrenzende Region, noch – wie bei Frankreich oder Italien – um einen Staat, dessen Grenzen zumindest aus der Binnensicht als weitgehend «natürlich» wahrgenommen werden, und auch nicht, wie bei Katalonien oder Flandern, um eine Region, deren Umfang durch die Vorgeschichte zeitgenössischer Autonomie- oder Unabhängigkeitswünsche einigermaßen klare Konturen hat. Von den gegenwärtigen Grenzen auszugehen, würde viele für eine Annäherung an Deutschland unter globalhistorischer Perspektive relevante Themen ausschließen. Denn die als Deutschland bezeichneten Gebiete verschoben sich im Laufe der Jahrhunderte deutlich, so dass zahlreiche als deutsch wahrgenommene, erinnerte oder inszenierte Entwicklungen von Regionen ausgingen, die heute politisch und kulturell nicht deutsch sind und auf die aus Deutschland keine ernsthaften politischen Ansprüche mehr erhoben werden.

Jeder Versuch, das Dilemma durch eine abstrakte Definition dessen zu lösen, was für die Zwecke dieses Buches als Deutschland gelten soll, wäre unbefriedigend. Eine Beschränkung auf das Gebiet der Bundesrepublik würde das Thema in wenig sinnvoller Weise verkürzen; eine maximalistische Deutschland-Definition zugrunde zu legen, die kommentarlos alles einschließt, was einmal deutsch war, würde an unheilvolle Traditionen anknüpfen, Ansprüche auf Gebiete zu erheben, die weder «deutsch» sind noch «deutsch» sein wollen, weil sie in einer bestimmten Optik einmal deutsch waren – der Umgang mit dem Elsass seit 1871 ist ein naheliegendes Beispiel. Daher haben wir uns dafür entschieden, die Frage nach den historischen Wendepunkten, an denen sich in unterschiedlichen Konstellationen und mit unterschiedlichen Implikationen Grenzen «Deutschlands» abzeichneten, selbst zu einem Teil des Mosaiks zu machen, indem wir ihr eigene Artikel widmen. Diese sind jeweils durch Karten illustriert, die daran erinnern sollen, um welche Gegenden und Orte es damals ging. Sie verzichten aber auf Grenzlinien, weil es sich (meist) nicht um klar gegeneinander abgezirkelte Herrschaftsgebiete handelte, sondern um Zonen der Einflüsse und Gewichtverschiebungen, aus denen sich dann erst am Ende langer Geschichten klar voneinander abgesetzte Staatsgebiete ergaben.

Allerdings verschiebt sich nicht nur «Deutschland», sondern auch das «Globale» von Epoche zu Epoche. Ist der Blick nach «außen» anfangs auf die euro-mediterrane Welt beschränkt, so kommen seit der Frühen Neuzeit weitere Perspektiven in den Blick – zumindest potentiell: weitere Teile Afrikas, die atlantische Welt, Asien und der pazifische Raum wurden in Deutschland bekannt und traten mit Deutschland in Verbindung. Allerdings war diese Bewegung weder linear, noch hat sie immer die gleiche Tendenz: Beiträgen, die eine wachsende und weiträumigere Verflechtung deutlich machen, stehen immer wieder Beiträge gegenüber, die auf einen Abbruch von Beziehungen oder eine Verengung der Perspektive verweisen. Viele Autorinnen und Autoren konstatieren eine Neukalibrierung der Rollen, etwa in der unmittelbaren Gegenwart, keine Teleologie, die auf eine eindeutig immer stärker werdende globale Bedeutung zusteuert.

Es liegt nahe, dass ein globaler Blick auf historische Entwicklungen bestimmte Aspekte besonders stark fokussiert. Dazu gehört an erster Stelle die Überwindung von Grenzen durch Migration – von der Ankunft der ersten Menschen in Mitteleuropa über die unterschiedlichen Emigrationswellen aus Deutschland bis hin zur Wahrnehmung von Zuwanderung und Multikulturalität im 20. und 21. Jahrhundert. Dazu gehört ferner der Austausch von Dingen, von dem Beleg für weitreichende Kulturkontakte, den sinnfällig die Geschichte der Himmelscheibe von Nebra illustriert, bis hin zu den Schwierigkeiten der deutschen Automobilindustrie in der Gegenwart, die sich nicht zuletzt an Exportambitionen entzündeten, oder Aufstieg und Niedergang des mp3-Player. Ebenfalls in diesen Kontext gehö-

ren die Währungssysteme, die globalen Austausch ermöglichen – angefangen von den Münzsystemen und Münzkrisen der frühen Neuzeit bis hin zur Finanzkrise seit 2007 und dem Euro als Antwort auf Probleme des globalen Währungssystems der Nachkriegszeit. Dazu gehören auch intellektuelle und religiöse Entwicklungen von «globaler» Strahlkraft, die von Deutschland ausgingen oder in Deutschland rezipiert wurden – wie die Universität, die Reformation, die katholische Reformbewegung, der Buchdruck mit beweglichen Lettern, Max Webers Erklärungsversuch der Moderne oder Formen der Organisation von Forschung von Theodor Mommsen bis zur Deutschen Forschungsgemeinschaft. Dazu gehört der Blick auf politische Weichenstellungen und Ideologien, die von außen erfolgten bzw. inspiriert oder nach außen wirksam wurden: die allgemeine Schulpflicht, die Entstehung des Marxismus und der internationalen Arbeiterbewegung oder des Nationalsozialismus und seiner grenzüberschreitenden Verflechtungen. Und dazu gehört schließlich die globale Vernetzung der Naturwissenschaft und der Phänomene, die sie untersucht: von der Bewegung der Himmelskörper über die Ursachen von Krankheiten, die Messung der Spektrallinien bis hin zur Erhebung der Daten zum Verständnis von Wetter und Klima. Das sind Themen, die – unter jeweils anderen konkreten Stichworten – in jeder Globalgeschichte auftauchen.

Dagegen spielt die Geschichte von Gewalt und Expansion in den verschiedenen Modellen eine jeweils andere Rolle. Sie ist in der Weltgeschichte Frankreichs beispielsweise nicht so stark präsent, in der Weltgeschichte Spaniens dagegen prominent. Auch im Fall Deutschlands muss sie eine herausgehobene Rolle einnehmen, um einer eben nicht nur positiven oder passiven Rolle des Landes in und für die Welt gerecht zu werden. Gewalt, Feindbilder und Ausgrenzung, Weltkrieg und Holocaust bilden in dieser Globalgeschichte somit einen eng geflochtenen Strang. Dadurch bekommt sie einen deutlich ambivalenteren Ton als manche ihrer Vorbilder – was auch daran liegen mag, dass sie aus einem etwas anderen historiographischen Kontext hervorgeht.

Pauschale Aussagen zu jeglicher Form der Historiographie sind schwierig: Sie betreffen eine hohe Zahl von Publikationen ganz unterschiedlichen Zuschnitts, zu denen knappe *und* zugleich zutreffende Aussagen kaum möglich sind. Man kann allerdings feststellen, dass die an deutschen Universitäten und Forschungseinrichtungen durchgeführte historische Forschung seit dem Zweiten Weltkrieg (wieder) intensiv an internationaler Vernetzung arbeitet, auch wenn die empirischen Beispiele, die bearbeitet wurden, lange vielfach aus dem Bereich der deutschen Geschichte stammten: Dafür steht die wachsende Präsenz deutscher historischer Forschungsinstitutionen in Europa, Nordamerika, Asien und Afrika, dafür steht das Ziel, möglichst viele «internationale» Publikationen zu generieren und in «internationalen» Sprachen (womit meist Englisch gemeint ist) zu publizieren, dafür steht schließlich der Erfolg eines globalhistorischen Werkes

wie Jürgen Osterhammels 2009 veröffentlichter Weltgeschichte des 19. Jahrhunderts bei einem breiteren Publikum, in der Politik und innerhalb der Fachwissenschaft.

So markiert der Versuch, einen globalen Blickwinkel einzunehmen, in der deutschen Geschichtswissenschaft an sich keinen revolutionären Wandel, sondern folgt längerfristigen Trends. Das unterscheidet den Kontext dieser Publikation zumindest graduell von manchen ihrer Pendanten in anderen Ländern, in denen die Stellung der Nationalgeschichte als kanonisiertem Zentrum der Geschichtsbetrachtung, aber auch als positiver Bezugspunkt stärker war – was einer vom Zentrum ausgehenden Globalgeschichte im Extremfall den Anstrich einer Leistungsschau auf globaler Bühne verleihen könnte. Dagegen verfolgte die Nationalhistoriographie zu Deutschland spätestens seit den 1970er Jahren *auch* oder sogar *überwiegend* kritische Ziele, während positive Meistererzählungen entweder die unmittelbare Gegenwart Westdeutschlands nach 1945 betrafen, andere Bezugspunkte wie Europa oder «den Westen» hatten oder von Autorinnen und Autoren stammten, die außerhalb Deutschlands lehrten. Gelegentlich wird inzwischen darauf hingewiesen, dass in einigen Fällen die Geschichten eigentlich stimmiger gewesen wären, wenn man statt «Europa» «Deutschland» geschrieben hätte; musste doch die Generalisierung vielfach spezifisch (west-)deutscher Erfahrungen zu europäischen Erinnerungsorten nicht immer vollauf überzeugen, sondern konnte durchaus versäumte Dialoge oder Missverständnisse historischer Entwicklungen, aber auch politischer Interessenlagen zur Folge haben: Das, was aus einer deutschen Perspektive als global selbstverständlich schien, wurde von außen vielfach eher als Folge spezifisch deutscher Befindlichkeiten betrachtet. Daher kommt dem Versuch, auch diesem Strang der Beziehungen zwischen Deutschland und der Welt nachzugehen, in diesem Projekt eine besondere Rolle zu.

Selbst bei 172 Autorinnen und Autoren sowie 177 Artikeln ist klar, dass nur ein kleiner Ausschnitt der denkbaren Themen in diesem Band repräsentiert sein kann. Es fehlen zahllose gewerbliche Produkte mit einem internationalen Markt, kulturelle Strömungen von großer Bedeutung, wichtige Entdeckungen, Erfindungen und Ereignisse (und viele Jahre sowie viele Historikerinnen und Historiker). Das lag teilweise daran, dass wir uns zwischen gleichermaßen attraktiven Beispielen entscheiden mussten, um den Band handhabbar zu halten, teilweise aber auch daran, dass wir uns nach mehreren Absagen oder verstrichenen Abgabefristen zähneknirschend von einem Thema verabschieden mussten, das auch wir für überaus wichtig befunden hätten; anders hätten wir das Erscheinungsdatum des Bandes auf den Sanktnimmerleinstag verschieben müssen. Das Experiment, dem Publikum ein breites und doch zugleich unvollständiges Panorama zu bieten, bleibt daher trotz der zahlreichen Vorbilder ein Wagnis.

Literatur

- Barone, Guiseppe (Hg.), *Storia mondiale della Sicilia*, Bari 2018.
- Beyen, Marix et al. (Hg.), *Wereld Geschiedenis van Vlaanderen*, Kalmthoud 2018.
- Boucheron, Patrick (Hg.), *Histoire mondiale de la France*, Paris 2016.
- Giardina, Andrea (Hg.), *Storia mondiale dell'Italia*, Bari 2017.
- Levsen, Sonja, Einführung: Die 1970er Jahre in Westeuropa – un dialogue manqué, in: *Geschichte und Gesellschaft* 42 (2016), S. 213–242.
- Núñez Seixas, Xosé M. (Hg.), *Historia mundial de España*, Barcelona 2018.
- Voss, Lex Heerma van et al. (Hg.), *Wereldgeschiedenis van Nederland*, Amsterdam 2018.

9 n. Chr.

Die Varusschlacht – Und wie «Deutschland» aus der römischen Welt ausstieg

Uwe Walter

«Die tapferste Armee von allen, in Sachen Disziplin, Tapferkeit und Kriegserfahrung an der Spitze der römischen Verbände, wurde durch die Schläfrigkeit ihres Kommandeurs, die Verschlagenheit des Feindes und die Ungunst des Schicksals in einer Falle gefangen. (...) Eingeschlossen in Wälder und Sümpfe, in einem Hinterhalt, wurden die Soldaten massakriert, von einem Feind, den sie selbst zuvor wie Vieh abgeschlachtet hatten.» So grimmig umreißt der Geschichtsschreiber Velleius Paterculus die furchtbarste Niederlage Roms gegen einen auswärtigen Gegner seit langem: die später so berühmte «Schlacht im Teutoburger Wald» (*Römische Geschichte* 2,119).

Historiker neigen heutzutage zu besserwisserischen Komplexitätsbehauptungen. Wenn gewöhnliche Menschen auf der Suche nach historischer Orientierung ein bestimmtes Datum als Wendepunkt aufrufen, wiegen die Experten bedenklich oder mitleidig den Kopf und erklären dieses Datum zu einem Punkt in einer langen Kette von Ereignissen, die allenfalls zusammengenommen mit ereignislosen Entwicklungen einen geschichtlichen Prozess ausmachen. Wer nach der Einzelpersonlichkeit fragt, die in einer bestimmten Situation den Unterschied machte, wird auf komplexe Struktur-, Faktoren- und Akteurskonstellationen verwiesen – selbst in Biographien. Ganz und gar vorsintflutlich, schlimmstenfalls ideologisch kontaminiert erscheint vollends der Gedanke, es könnten Ereignisse, Persönlichkeiten oder Gruppen einer älteren Zeit Teil einer bejahenden historischen Identitätsbildung sein.

Letzteres gilt besonders für die Germanen. Bereits lange vor ihrer kurzzeitigen Hochkonjunktur in der nationalsozialistischen Zeit wurden sie gepriesen als «unsere» Vorfahren, als gute Bauern und furchtlose Krieger, moralisch intakt, weitgehend unberührt von Beimischungen fremden Blutes und fremder Zivilisation. Die neuere Forschung hat hingegen längst überzeugend begründet, warum es «die Germanen» gar nicht gab (die Sammelbezeichnung stammt von den

Römern). Vielmehr waren die zahlreichen Stämme auf dem Gebiet des heutigen Deutschland sowie in weiten Regionen nördlich und östlich davon in ständiger Umformierung begriffen, und selbst als sich viele von ihnen in der sogenannten Völkerwanderung seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. neu gruppierten und in Gestalt migrierender Gewaltgemeinschaften auf die Suche nach Beute, Land und Anerkennung begaben, waren sie erst recht keine «Deutschen». Die Bezeichnung wäre schon deshalb unsinnig, weil die «Germanen» schließlich in den Kernregionen des westlichen Imperium Romanum – in Gallien, Spanien, Nordafrika und Italien – größere eigene Reiche gründeten, aber eben nicht in «Deutschland».

Die Völkerwanderung, wie sie zuletzt in der monumentalen Darstellung von Mischa Meier entfaltet ist, stellte unzweifelhaft einen objektiv teil-globalen Prozess in der langen Spätantike dar. Dagegen bleibt die Konfrontation der Römer mit den Bewohnern großer Teile des heutigen Deutschland um die Zeitenwende herum auf ihre übergreifende Bedeutung abzuklopfen. Das gilt besonders für die eingangs erwähnte «Schlacht im Teutoburger Wald», in der eine Koalition von Aufständischen, angeführt von dem Cheruskerfürsten Arminius, im Jahr 9 n. Chr. drei römische Legionen mitsamt weiteren Kontingenten – zusammen wohl 20 000 Mann – unter dem Kommando des Publius Quinctilius Varus aufrieb. Die Gegenwart dieser Geschichte erscheint auf den ersten Blick lokal begrenzt: Der grünspanige Hermann reckt bei Detmold sein Schwert gen Westen in den Himmel, Vorträge über die Örtlichkeit der Varusschlacht mobilisieren zahlreiche Zuhörer vor allem im Dreieck von Osnabrück, Hannover und Bielefeld, und die Profifußballer der zuletzt genannten Stadt kicken unter dem Vereinsnamen «Arminia».

Dennoch kann die Varusniederlage in einer globalen Sicht auf Deutschland ihren Platz beanspruchen. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus meinte einhundert Jahre später, Arminius sei «zweifellos der Befreier Germaniens», habe er doch Rom herausgefordert, als das Imperium in Blüte stand (*Annalen* 2,88). Im Krieg sei er nie besiegt worden – eine interne Machtintrige setzte seinem Leben ein jähes Ende. Man müsse die Götter bitten, den Hader der Germanen gegeneinander fort dauern zu lassen (*Germania* 33,2). Tacitus ordnete den Gegner im Norden durch einen Vergleich in eine denkbar weite, wenngleich um Rom zentrierte Universalgeschichte ein: Seit über zweihundert Jahren kämpfe man gegen diese Völker, feiere Siege ohne Ende – länger als gegen die Samniten, Karthager, Spanier oder Gallier. Durch ihren Freiheitsdrang seien die Germanen ein aggressiverer Widersacher als selbst das mächtige, aber despotisch gezähmte Perserreich (*Germania* 37,3).

Dabei hatte alles so gut angefangen: 16 und 15 v. Chr. vermochte Rom ohne größere Schwierigkeit die Alpenregion unter seine Kontrolle zu bringen. Wenige Jahre später begannen Truppen unter Führung von Angehörigen des Kaiserhauses damit, die vielen Stämme nördlich der Alpen und östlich des Rheins dem

römischen Befehl zu unterwerfen. Das strategische Vorfeld von Italien und Gallien sollte dauerhaft gesichert, die enorm teure Armee möglichst gewinnbringend beschäftigt und der Ruhm des Kaisers gemehrt werden. Die Römer siedelten einige Gruppen auf die linke Rheinseite um, schlossen mit größeren Stämmen Bündnisverträge und integrierten kleinere indigene Verbände in ihre Armee – darunter Arminius, der eine Abteilung Cherusker kommandierte, das römische Bürgerrecht erhielt und als Mitglied des römischen Ritterstandes zur hoffnungsvollen «Reservearistokratie» des Reiches gehörte. 7 v. Chr. feierte Tiberius, der zwanzig Jahre später Augustus als Kaiser nachfolgen sollte, in Rom einen Triumph über die Germanen. Die militärische Eroberung des Gebietes bis zur Elbe schien damit vorerst abgeschlossen zu sein; jedenfalls wurde Germanien zur Provinz erhoben, das heißt, die Römer begannen damit, das Gebiet wirtschaftlich und zivilisatorisch zu durchdringen, selbstverständlich unter Fortdauer der militärischen Machtprojektion. Es wurden Konzessionen für den Abbau und die Verhüttung von Bleierz vergeben, man errichtete ein Steuer- und Abgabensystem und schuf einen sogenannten Provinziallandtag beim späteren Köln, an dem Stämme von beiden Seiten des Rheins teilhatten. Überdies entstanden nun Siedlungen nach römischem Muster, die weit mehr waren als längerfristig errichtete Militärlager. Die neuen Zentralorte des provinziellen Lebens sollten nicht nur durch Attraktivität auf die einheimische Bevölkerung ausstrahlen und römische Lebensart manifestieren; vielmehr sollte dort auch eine neue Führungsschicht heranwachsen: Angehörige der alten Stammeseliten, so war es vorgesehen, würden daselbst binnen zweier Generationen zu Römern werden und die Städte zu Mittelpunkten des politischen, wirtschaftlichen und religiösen Lebens machen. Fernziel war dabei, die administrative Alltagsarbeit auf eine transformierte und privilegierte Provinzalelite zu übertragen. Überreste einer solchen Stadt im Wachsen hat man vor wenigen Jahren in Waldgirmes gefunden, etwa siebzig Kilometer nördlich von Frankfurt. Die Römer vollzogen in Germanien also Schritte, die sich kurz vorher in Gallien und Spanien als erfolgreich erwiesen hatten und die gut zwei Generationen später auch auf den Britischen Inseln funktionieren sollten – stets unter dem wachsamen Auge des Kaisers, der auf dem Forum von Waldgirmes durch eine bronzene Reiterstatue unübersehbar gegenwärtig war. Es gab für diese Politik keine zentrale Blaupause, weil die lokalen Verhältnisse sehr unterschiedlich waren und auch viel experimentiert wurde. Aber im Rückblick zeigt sich doch ein Muster, wie Rom in den prä-urbanen, von Stammesgesellschaften geprägten Ländern des Westens und des Nordens zu Werke ging – und wie ein großer Teil der miteinander rivalisierenden Führungsschichten das Angebot bereitwillig aufnahm und der römischen Neuformierung zu beider Vorteil zuarbeitete.

Eine solche Transformation war freilich kontingenzanfällig. Die Niederlage

des Varus machte das Erreichte jedenfalls erst einmal zunichte. Augustus dachte indes keineswegs daran, die Provinz abzuschreiben. Er ließ neue Truppen an den Rhein verlegen, prominent geführt von seinem Adoptivsohn Tiberius. Auch in Waldgirmes begann ein Wiederaufbau. Doch nach dem Tod des Kaisers im August 14 schien es, als wollten die Truppen am Rhein ihren überaus beliebten neuen Befehlshaber Germanicus, den Adoptivenkel des Augustus, zum neuen Herrscher erheben. Das Schreckbild eines blutigen Bürgerkriegs, wie er keine fünfzig Jahre zuvor die römische Monarchie in Schmerzen geboren hatte, zeichnete sich erneut am Horizont ab. Die Krise im Kaiserhaus wurde zwar bewältigt, und Germanicus führte 15 und 16 n. Chr. durchaus erfolgreiche Rache- und Unterwerfungsfeldzüge ins rechtsrheinische Germanien. Aber Tiberius konnte sich der Loyalität seines Nachfolgers im Oberbefehl am Rhein nicht sicher sein und berief ihn deshalb im Jahr 17 ab.

Der Kaiser stellte also aus guten Gründen die Stabilität der Regierung und den Frieden im Gesamtreich über die – durchaus unsichere – Wiedergewinnung Germaniens; deshalb brach er die Bemühungen auf dieses Ziel hin ab. Erst in dieser Konstellation, acht Jahre nach der Niederlage, wurde die «Schlacht im Teutoburger Wald» in der römischen Traditionsbildung – zuerst bei Velleius Paterculus, einem Gefolgsmann des Kaisers – zum entscheidenden Wendepunkt erhoben, der tote Varus zum Sündenbock gestempelt und der am Ende politisch gescheiterte Arminius zum Befreier stilisiert.

Selbstverständlich bestanden in den Jahrhunderten nach dem Verzicht auf die Großprovinz Germanien vielfältige politische, kommerzielle und kulturelle Verbindungen zwischen dem Imperium Romanum und den Stämmen westlich und östlich der Elbe. Auch militärisch blieb Rom aktiv, wie das kürzlich am Harzhorn bei Göttingen entdeckte Schlachtfeld aus dem 3. Jahrhundert eindrucksvoll belegt. Aber ein großer Teil des heutigen Deutschland wurde eben nicht von römischer Kultur und Lebensart durchdrungen, wurde nicht wie Frankreich oder Spanien zu einem romanischen Land. Sensible Beobachter wollen trotz aller Umwälzungen und Migrationen seither zwischen den länger von Rom geprägten Regionen am Rhein, an der Mosel und der Donau einerseits und den Gebieten jenseits des Limes andererseits durchaus kleine Unterschiede in Landschaft und Menschenschlag wahrnehmen. Und manche halten es sogar für ein Unglück, dass unseren fernen Vorfahren die mediterrane Zivilisation vorenthalten blieb.

Literatur

Bleckmann, Bruno, Die Germanen. Von Ariovist bis zu den Wikingern, München 2009.

Eck, Werner, Augustus – Tiberius – Varus. Eine römische Erfolgsgeschichte in Germanien und ihr Scheitern, in: Geschichte in Köln 65 (2018), S. 7–30.

Meier, Mischa, Geschichte der Völkerwanderung. Europa, Asien und Afrika vom 3. bis zum 8. Jahrhundert n. Chr., München 2019.

Wolters, Reinhard, Die Schlacht im Teutoburger Wald. Arminius, Varus und das römische Germanien, aktual. u. erw. Aufl., München 2017.

Ein Elefant namens Abû l-Abbâs – Zur Gesandtschaft Karls des
Großen zum Abbasidenkalifen Hârûn al-Rašid

Johannes Fried

Einhart, Karls Biograph, berichtete von einer Gesandtschaft seines Königs an den Kalifen Hârûn al-Rašid mit der Bitte um Übersendung eines Elefanten. Es geschah im Jahr 797. Die Bitte mag fragwürdig erscheinen, der Elefant aber kam. Er trug den Namen von Hârûns Ahnherrn: Abû l-Abbâs. Über vier Jahre, nachdem die fränkische Gesandtschaft aufgebrochen war, traf er ein, acht Jahre später war er tot. Karl war anscheinend mit ihm durch die Lande gezogen ohne Kenntnis seiner artgerechten Haltung. Das geschundene Tier verendete plötzlich, als Karl in «Lippeham» weilte (vermutlich Bislich-Wesel), um nach Sachsen einzufallen.

So seltsam die Bitte, die Gesandtschaft fügte sich zu einer auffallenden Zunahme diplomatischer Aktivitäten des Frankenkönigs. Jerusalem, Konstantinopel, Bagdad hießen die Reiseziele fränkischer Legaten nach dem Orient, arabisches Afrika, christliches Asturien, muslimisches Huesca, umstrittenes Barcelona die Herkunftsorte weitgereister Fremder; selbst ein Sohn Abd-er-Rahmans, des Umayyaden-Emirs von Córdoba, meldete sich am Aachener Hof. Die Franken hatten offenkundig an Aufmerksamkeit und Attraktivität gewonnen.

Der Elefant aber war ein Botschafter besonderer Art. Die «Reichsannalen» erwähnten eigens den Reiseweg des Tieres über Afrika und Italien, sein Überwintern südlich der Alpen, sein Eintreffen und dann seinen Tod im Jahr 810. Abû l-Abbâs musste eine Ahnung geweckt haben von der gewaltigen Macht des Schenkers.

Karls Kontakte mit der arabischen Welt mussten in den Palästen am Bosphorus Sorgen wecken. Noch als man für das Jahr 787 das siebte ökumenische Konzil nach Nizäa einberief, erging keine Einladung an die Franken. Karl antwortete mit Krieg, griff in Pannonien und der Adriaeregion Byzanz an, bedrohte Dalmatien und die Lagunen von Grado bis Venedig. Wilde Gerüchte kursierten bald in Konstantinopel. Karl, mittlerweile zum Kaiser gekrönt, habe die Kaiserin Irene

ehelichen wollen, um den Westen mit dem Osten des römischen Reiches wieder zu vereinen. Die Gerüchte leiteten die Revolte gegen die Basilissa ein, die abgesetzt wurde und bald darauf im Exil starb (802). Der Nachfolger Nikephoros bot dem Karolinger zwar den Frieden an, verweigerte aber dessen Anerkennung als Kaiser. Erst zehn Jahre später und nach Nikephoros' Tod einigten sich beide Seiten, doch die Anerkennung Karls als Kaiser traf erst nach dessen Tod in Aachen ein. Karl starb im Januar 814.

Die Wirren in Konstantinopel unterstrichen die Bedeutung, die Karls Beziehungen zum Kalifen zukam. Der Vordere Orient hatte erst in den letzten Jahren des Königs Pippin die Blicke auf sich gezogen (764/65). Gemeinsame Feinde – Byzanz und das sich konsolidierende Córdoba – erleichterten die Annäherung. Die Begegnung mit den «Sarazenen», wie sie gewöhnlich im Westen genannt wurden, bedeutete nun tatsächlich einen frühen, ja einen ersten Schritt in Richtung auf die Öffnung Mittel- und Westeuropas zur Welt. Betroffen waren neben der Wirtschaft auch die Kultur, der Wissensaustausch, Weltbild und Weltkenntnis.

Karl wird die Kontakte zu den «Sarazenen» vertiefen. Auch seine Interessen galten den Spannungen mit den unmittelbaren Nachbarn seines Reiches, dem Emirat von Córdoba und den Romäern von Byzanz. Jetzt ergriff der König die Initiative zu Beziehungen mit den «Persern», wie die Araber damals bei den Annalisten heißen konnten. Auf einer Hofversammlung im April/Mai des Jahres 796 in Aachen wurde das Vorgehen beschlossen, wie ein Briefgedicht des Westgoten Theodulf an Karl bezeugen kann (carm. 25). Es erinnert an Karls Kontakte zu den «Arabern» in Córdoba (*Arabs*) und deutet eine Hinwendung nach Afrika an (*Arabes Nomadesque venite*), wenn nicht schon nach Bagdad. Aus Kairouan traf nur wenige Jahre später (798) eine erste Antwort in Gestalt einer Sendung von Waffen, Eisen (Stahl) und Kupfer ein. Es war ein Durchbruch an Kommunikation und Kooperation, über alle ethnischen und religiösen Schranken hinweg.

Kairouan blieb keine Episode. Schon im Jahr 797 machten sich Lantfrid und Sigismund auf den Weg, die als landeskundiger Dolmetscher der Jude Isaac begleitete. Karls Legation sollte das Frankenreich als christliche Vormacht ausweisen. Wie aber konnte der Muslim, der Hârûn al-Rašid gewesen sein sollte und in dessen Reich die katholischen Christen diskriminiert wurden, für die Erneuerung eines christlichen Kaisertums gewonnen werden? Mit Byzanz lagen die «Perser» schon lange im Krieg; das trug ihnen böse Verunglimpfungen ein. Die Religion der Sarazenen wurde nie erwähnt. Karls Gesandte, die aus dem Heiligen Land zurückkehrten, brachten keine noch erhaltenen Hinweise mit.

In der westlichen Welt kursierten bestenfalls Gerüchte über den Propheten Mohammed, bloßes Halbwissen. Die jüngeren Zeugnisse aus muslimischen Überlieferungen lassen das allmähliche Hervortreten einer neuen Religion nicht erkennen. Wie also begegnete der Westen dieser neuen Macht am Mittelmeer?

Kein Geringerer als Beda Venerabilis, einer der Lehrmeister der Franken, schürte Furcht und Diskriminierung. Er kannte die Sarazenen allein aus schlecht informierter Literatur und aus dem einen oder anderen Pilgerbericht und zeichnete ein Bild furchterregender Bosheit von diesen der Wüste entronnenen Eroberern. Doch Götzenkult attestierte Beda ihnen nicht. Diese «Agarener» galten als «Feinde Gottes» und der Christenheit. Man erfuhr, dass sie hier und da eine «Kirche» errichtet hätten, auf dem Tempelberg zu Jerusalem eine riesige «Moschee». Aber die Bauwerke verrieten wenig über Kult und Religion.

Was also konnten die Franken über die Glaubenswelten der «Perser» wissen? Die Suche nach einer Antwort führt zu der großen Inschrift des Felsendoms. Der prachtvolle Bau umhüllt jenen Felsen, über dem Gott die Welt erschaffen, Abraham seinen Sohn Isaak geopfert hatte und auf dem später die Bundeslade abgestellt worden war. Seine Inschrift ist das älteste sicher zu datierende Glaubenszeugnis, auf das die Muslime heute verweisen. Wer aber zu Karls Zeit diese Inschrift lesen und verstehen konnte, geriet ohne Zweifel ins Staunen. Sie handelte von dem Messias Jesus. Ihre Übersetzung und Deutung sind heftig umstritten. Sie beginnt mit der Basmala und der Schahâda, wendet sich dann einem *mohammadûn* zu. Die einen halten das Wort für ein Gerundium mit der Bedeutung «zu preisen ist» oder «gepriesen sei», die anderen deuten es wie seit je als Namen. War hier also von Mohammed die Rede oder von einem preiswürdigen Propheten? Traditionalisten streiten mit Revisionisten.

Die Inschrift aber pries dreimal namentlich «den Messias Jesus, den Sohn der Maria», als Propheten und Gesandten Gottes. Die theologische Botschaft des Doms muss vom Anfang der Inschrift her verstanden werden: von der Einzigkeit, der Gefährten- und Sohnlosigkeit Gottes. Dann enthüllt sie sich für katholische Christen als häretisch, aber nicht als Bekenntnis zu einer neuen Religion: «Der Messias Jesus Sohn der Maria ist der Gesandte Gottes und sein Wort, das er der Maria eingegeben hat, und ist Geist aus ihm. So glaubt an Gott und seine Gesandten und sagt nicht: drei! (...) Siehe, Gott ist ein einziger Gott.» Dieser Messias war kein Christus in paulinischer Tradition. Seine Gläubigen folgten dem Wort Gottes, dem Geist Gottes, den Weisungen des Messias.

Frühe Hinweise auf ein Mohammed-Leben erwähnte im 8. Jahrhundert Johannes von Damaskus in seiner Schrift über die Häresien. Sein Mohammed war ein christlicher Häretiker, der die Trinität leugnete. Auch der byzantinische Chronist Theophanes, der zu Beginn des 9. Jahrhunderts sich auf christliche Autoren aus dem Kalifat berief, die im späteren 8. Jahrhundert tätig waren, verwies auf keinen Religionsstifter. In Konstantinopel kursierte mithin zu Karls Zeit kein altes, in das 7. Jahrhundert zurückreichendes Wissen über den Islam. Auch in Spanien entstanden nach der arabischen Eroberung des Landes Mohammed-Leben, die gleichfalls an den «Häresiarchen» und «Pseudopropheten» erinnerten. Auch sie kursierten

seit dem 8. Jahrhundert und polemisierten gegen diesen Propheten. Sie gehören mit zu den frühesten Zeugnissen, die namentlich ihm galten, aber sie behandeln ihn noch immer als einen Häretiker, nicht als einen Religionsschöpfer.

Mit diesen Hinweisen sind jene Spuren beschrieben, die Karls Kenntnis der Religion seiner «Perser» umfasst haben könnte. Mehr als knappe Andeutungen standen ihm gewiss nicht zur Verfügung. Ihm dürfte der frühe Islam mithin als eine christliche Häresie erschienen sein, die von Kreuzestod, Auferstehung und Himmelfahrt schwieg, gleichwohl Jesus Christus verehrte. Als Götzenanbeter wie dann im Mittelalter galten die Muslime nicht, so sehr man auch ihren «Irrglauben» verurteilte.

Karl schloss, wie unter diesen Voraussetzungen möglich, mit dem «König der Perser» einen Schutzvertrag zugunsten der Christen im Heiligen Land. Er hatte eine detaillierte Übersicht über die dortigen Kirchen und Klöster bestellt. Sie ist fragmentarisch erhalten. So erfuhr er, dass das Personal des Patriarchen jährlich etwa 2000 Solidi verschlang. Karl half mit Unsummen von Silber, geprägtem Geld; doch schaltete er sich in den Dauerstreit der Mönche Jerusalems über das *filioque* ein. Seine Denare zeigten in antiker Imperatorenmanier sein Profil und repräsentierten auf dem Revers das Heilige Grab, umgeben von der programmatischen Legende «christiana religio». Karl, der Schutzherr der Christen.

Die Gaben des Arabers, mit denen er auf Karls Gesandtschaft antwortete, waren eindrucksvoller als die fränkischen Wolltücher und Silbermünzen. Sie prunkten mit einer mechanischen Uhr und mit Abû l-Abbâs. Hârûn schien von den komputistischen Interessen des Königs und Kaisers erfahren zu haben. Unter den Franken spürte man wohl eine gewisse Beschämung ob der Diskrepanz im Gabentausch. Jedenfalls kursierten bald Erzählungen vom prächtigen Empfang der «Perser» am Kaiserhof. Sie seien von dessen Glanz so überwältigt worden, dass sie vermeinten, bisher nur Menschen aus Lehm gesehen zu haben, jetzt aber aus lauterem Gold; die Jagd auf Wisent und Auerochsen hätte sie in Schrecken versetzt. Karl hätte die Gaben des Orients – Elefant, Affen, Balsam, Narden, Salben, Gewürze, Duft- und Heilmittel, damit vielleicht medizinisches Wissen – mit Jagdhunden vergolten, die Löwen und Tiger jagen konnten.

Es war der späte Karlsbiograph Notker in St. Gallen, der auf solche Weise eine im Letzten gescheiterte Beziehung verklären mochte. Karls Reich zerfiel nach seinem Tod. Auch Hârûns Söhne zerstritten sich nach dem Tod ihres Vaters (809), die religiösen Differenzen traten verstärkt hervor. Byzanz meisterte die Bulgarengefahr und konnte nach dem Ausgleich mit den Franken wieder erstarren. Karls Auftritt im Osten blieb ein Intermezzo, das nur im Westen seine Spuren hinterließ. Al-Andalus konnte überdauern und wurde zuletzt ein eigenes Kalifat; der Islam aber erhob sich endlich mit seinem Propheten Mohammed zu einer neuen Weltreligion.

Literatur

- Bowersock, Glenn W., Die Wiege des Islam. Mohammed, der Koran und die antiken Kulturen, München 2019.
- Fried, Johannes, Karl der Große. Gewalt und Glaube. Eine Biographie, München ⁵2014.
- Grabar, Oleg, The Shape of the Holy. Early Islamic Jerusalem, Princeton/NJ 1996.
- Hack, Achim Thomas, Abul Abas. Zur Biographie eines Elefanten (Jenaer mediävistische Vorträge Bd. 1), Badenweiler 2011.
- Ohlig, Karl-Heinz, Vom *muhammad* Jesus zum Propheten der Araber. Die Historisierung eines christologischen Prädikats, in: ders. (Hg.), Der frühe Islam. Eine historisch kritische Rekonstruktion anhand zeitgenössischer Quellen, Berlin 2007, S. 327–376.

1355

Karl IV. – Des Kaisers neue Kronen

Bernd Schneidmüller

1355 wurde Karl IV. (* 1316, † 1378) zweifach gekrönt. Am Dreikönigstag (6. Januar) empfing er in Mailand die Eiserne Krone der Könige von Italien. Am Osterfest (5. April) krönte ihn der von Papst Innocenz VI. (reg. 1352–1362) bevollmächtigte Kardinalbischof Petrus von Ostia zum Kaiser der Römer. Die Kaiserkrönung in der römischen Peterskirche bildete den Höhepunkt in Karls zeremoniellen Erhebungsakten. Seine Königskrönungen vorher und nachher markierten die politischen Erfolge des Aufstiegs. Karls Italienzug stand für die mittelalterlichen Erweiterungen deutscher Geschichte in universale Vorstellungswelten.

Die Weichen hatten Karl der Große mit der Wiedererrichtung des antiken Kaisertums 800 und Otto der Große mit der Erneuerung dieses Kaisertums für die ostfränkisch-deutschen Herrscher 962 gestellt. In einem Europa der Monarchien wuchsen damit den fränkischen oder ostfränkisch-deutschen Königen einzigartige Entfaltungsmöglichkeiten zu. Das Kaisertum wurde in der lateinischen Christenheit als universal und einzigartig gedacht, auch wenn es in der Realität die Konkurrenz mit anderen Imperien aushalten musste. Deshalb benannten sich die Herrscher nicht nach ihren deutschen Landen. Das hätte nämlich die Einengung ihrer Imperialität bedeutet. Vielmehr hießen sie Könige der Römer. Das beinhaltete die Hoffnung auf eine spätere Kaiserkrönung in Rom. Nur dort, an den Gräbern der Apostelfürsten Petrus und Paulus, winkte die höchste Würde der lateinischen Christenheit. So entfaltete sich deutsche Geschichte vor der Folie römischer Imperialität. Für Heinrich VII. (reg. 1308–1313) war es deshalb unerträglich, dass die Bewohner von Brescia ihn 1311 nur König von Deutschland und nicht König der Römer nannten.

Karl IV. folgte 1355 solchen Spuren seiner Vorgänger, als er über die Alpen zog. Zehn Jahre später ließ er sich in Arles zum König von Burgund krönen und griff das Vorbild Friedrich Barbarossas auf. So bekräftigte Karl IV. ein letztes Mal die Zugehörigkeit des Königreichs Burgund zum Heiligen Römischen Reich

durch einen eigenen Krönungsakt. Als Meister der Inszenierung fügte Karl IV. alte Rituale in neue Wirklichkeiten.

Seine Kaiserkrönung unterschied sich in Friedfertigkeit und Kürze von früheren Erhebungsakten. Zwischen 1155 und 1328 war es immer wieder zu Verwüstungen in Italien und zu dramatischen Zusammenstößen zwischen Kaisern, Päpsten oder Stadtkommunen gekommen. Vor diesem Hintergrund erschien das Jahr 1355 wie eine Mustergeschichte deutscher Harmoniefähigkeit: keine Toten bei römischen Straßenschlachten, kein päpstlicher Kirchenbann über den Kaiser, kein unerträglicher imperialer Triumph. Wie vorab dem Papst geschworen, blieb der Kaiser nicht einmal über Nacht in der Stadt Rom. Die heiligen Orte besuchte er unauffällig als demütiger Pilger. So folgte ihm bei seiner schnellen Rückreise nach Norden die Enttäuschung des Humanisten Petrarca (1304–1374): «Nach Hause bringst Du diese eiserne und jene goldene Krone und dazu den fruchtlosen Titel des Kaisertums. Kaiser der Römer wirst Du heißen und bloß König von Böhmen sein.» (Petrarca, S. 463).

Italienische Humanisten hatten sich mehr von dieser Erneuerung des römischen Kaisertums erhofft. Beredt lockte Petrarca Karl nach Italien und stellte ihm «das freundliche Bildnis der Roma» vor Augen. In seiner Antwort wies Karl IV. auf den Unterschied zwischen den «alten Zeiten» und den «Widrigkeiten der Gegenwart» hin und bemühte ein antikes Kaiserwort: «Ihr wisst nicht, was für ein Ungetüm das Imperium ist.» Bevor sie Eisen anwendeten, sollten Ärzte oder Kaiser zuerst alles andere versuchen (Petrarca, S. 377, 387, 389).

Der friedliche Kurzaufenthalt in Rom 1355 war Höhepunkt einer imponierenden Aufsteigergeschichte. Karl IV. stammte aus der Linie der Grafen von Luxemburg. Sein Großvater Heinrich VII. war 1308 zum römisch-deutschen König gewählt und 1312 zum römischen Kaiser gekrönt worden. Der Vater Johann († 1346) hatte 1310 Elisabeth, die Schwester des letzten böhmischen Königs aus dem Geschlecht der Přemysliden, geheiratet und stieg dann zum König von Böhmen auf. Traditionelle luxemburgische Bindungen nach Frankreich und die Aussicht auf die böhmische Monarchie prägten Karls erste dreißig Lebensjahre.

Seine Erziehung genoss er am Hof König Karls IV. von Frankreich (reg. 1322–1328). Hier traf er seinen Lehrer Pierre Roger, den späteren Papst Clemens VI. (reg. 1342–1352). Bei einem Italienaufenthalt im Auftrag des Vaters lernte Karl leidvoll die Grenzen ritterlicher Durchsetzungsgewalt und die komplexen Kräfteverhältnisse im Süden kennen. 1333 kam er nach Böhmen und Mähren zurück. Er konnte nicht nur böhmisch, sondern auch französisch, italienisch, deutsch und lateinisch sprechen, schreiben und lesen. Im Land seiner mütterlichen Vorfahren fand Karl eine geliebte Heimat. Spätere Geschichtsschreiber nannten ihn deswegen «Vater Böhmens und Stiefvater des Reichs». Doch bis 1346 war es nicht ausgemacht, dass er wie sein Großvater zum römischen König

und Kaiser aufsteigen würde. Im Heiligen Römischen Reich rangen vielmehr Wittelsbacher und Habsburger um die Macht.

Karls Sammlung von Kronen und Reichen begann 1346 im Kampf gegen den wittelsbachischen Kaiser. Ludwig IV. («der Bayer», reg. 1314–1347) kämpfte seit Jahren mit den in Avignon residierenden Päpsten und befand sich im Kirchenbann. Gefördert von Papst Clemens VI. erhoben vor allem die geistlichen Wähler Karl 1346 in Rhens (am Mittelrhein) zum Gegenkönig. Seine erste Krönung als römisch-deutscher Herrscher erlangte er in Bonn. Erst nach dem Tod seines kaiserlichen Rivalen 1347 konnte Karl sein Königtum 1349 in der Aachener Grabeskirche Karls des Großen bekräftigen, dem rechtmäßigen Ort der Königskrönung. Mit einem Erweiterungsbau und großartigen Stiftungen wurde der karolingischen Tradition gebührend Rechnung getragen. Die Zählung als vierter Karl knüpfte an die karolingischen Kaiser aus dem 9. Jahrhundert an, an Karl I. den Großen, Karl II. den Kahlen, Karl III. den Dicken.

Nach dem Tod des Vaters erlangte Karl 1347 Böhmen als sein zweites Königreich. Hier präsentierte er sich programmatisch als Nachfolger seiner přemyšlidischen Vorfahren und baute Prag zur Residenzstadt von europäischem Rang aus. Prags Erhebung zum Erzbistum 1344 und die Gründung der Universität 1348, der ersten im Reich nördlich der Alpen, sind bis heute mit der Erinnerung an Karls Förderung verknüpft.

Der Italienzug 1354/55 war von kontroversen Erinnerungen an frühere Kaiserkrönungen überschattet. Nach wiederholten Erhebungsakten vom 10. bis zum frühen 13. Jahrhundert riss die Kontinuität mit der Kaiserkrönung Friedrichs II. 1220 für mehr als neunzig Jahre ab. Dann grub sich der Krönungszug von Karls Großvater Heinrich VII. als Kette von Tod und Verwüstung ins Gedächtnis. Das von Kaiser Friedrich Barbarossa propagierte Recht des Eroberers als Grundlage der Befehlsgewalt in Oberitalien war inzwischen weitgehend vergessen. Viele oberitalienische Kommunen, durch wirtschaftliche Stärke den nordalpinen Ritterheeren ebenbürtig, wollten dem fernen König weder gehorchen noch Steuern zahlen. Deshalb riefen Heinrichs Verwüstungen und Massenhinrichtungen italienische Emotionen gegen deutsche Brutalität und grundsätzlicher gegen die Rechtmäßigkeit von Kaisertum hervor.

Anders als zuvor weilte bei den drei Kaiserkrönungen des 14. Jahrhunderts kein Papst mehr in Rom, nachdem die Kurie nach Avignon gezogen war. Papst Clemens V. (reg. 1305–1314) bevollmächtigte drei Kardinäle, an seiner Stelle 1312 die Kaiserkrönung für Heinrich VII. zu spenden. Ihnen blieb bei blutigen Straßenschlachten die Peterskirche versperrt, so dass sie in die Laterankirche ausweichen mussten. Der neue Kaiser sollte seine Heimat nicht wiedersehen. Nach nur wenigen Monaten fand er in der Toskana den Tod.

Das nächste Kaisertum war ein einziger Affront gegen die Kurie in Avig-

non. Papst Johannes XXII. (reg. 1316–1334) konnte nicht verhindern, dass drei von ihm gebannte Bischöfe 1328 den Wittelsbacher Ludwig IV. in der römischen Peterskirche zum Kaiser krönten. Wenige Wochen später ließ Ludwig IV. einen Gegenpapst erheben und sich von diesem noch einmal krönen. Schon bald gab der Gegenpapst auf. Päpstliche Bannflüche begleiteten fortan Ludwigs Kaisertum.

Karl IV. vermied 1355 solche Fehler seiner Vorgänger. Sorgfältig verabredete er vorab die Rituale der Kaisererhebung. Einer der vom Papst bevollmächtigten Kardinäle spendete die Kaiserkrönung in der römischen Peterskirche: «Dort empfing sie solch ein gewaltiges Jubelgeschrei der Bürger, eine so große Freude, und darüber hinaus erschallte der Klang der Musik aller Art so laut, dass man das Einschlagen eines die Kirche zerreißen den Blitzes nicht hätte hören können, geschweige denn ein gesprochenes Wort.» (Rader, S. 133). Karl IV. hatte zuvor die italienischen Kommunen in Verhandlungen zur Hilfe und zu gewaltigen Steuerzahlungen bewegen können. Die Abgabenherrschaft ersetzte die frühere Präsenzherrschaft des Kaisers. Auch mit dem Papstlegaten in Italien gelang ihm ein Ausgleich. Karl erkannte päpstliche Ansprüche auf Vorrang und Herrschaft weitgehend an und hielt sich strikt an eidliche Zusicherungen. Sein Verzicht auf anachronistisches imperiales Potenzial wurde eigens vermerkt.

Ins Reich nördlich der Alpen zurückgekehrt, erprobte Karl IV. erneut sein Verhandlungsgeschick. Hier gelangen ihm die Beilegung alter Rangstreitigkeiten und die auf Eindeutigkeit zielende Regelung der Königswahl. Kaiser und Kurfürsten einigten sich auf die Goldene Bulle, die 1356 auf Hoftagen in Nürnberg und Metz verkündet wurde. Diese friedensstiftende Ordnung des Heiligen Römischen Reichs schuf einen nachhaltigen Gestaltungsverbund von Kaiser und Fürsten und ließ die lange umstrittene päpstliche Beteiligung bei der römischen Königswahl einfach unerwähnt.

Auch wenn es die Quellen nicht ausdrücklich erwähnen, könnte Karls Einlenken in Italien die päpstliche Zurückhaltung bei der Verkündung der Goldenen Bulle bedingt haben. So fanden jahrhundertlang fundamentale Gegensätze zwischen Kaisern und Päpsten 1355/56 ein stilles Ende. Die Goldene Bulle wies Karl IV. als König von Böhmen die erste Stelle unter den weltlichen Kurfürsten zu. Die deutsche Nation musste dagegen noch mehr als hundert Jahre warten, bis sie überhaupt erwähnenswert wurde.

Literatur

Petrarca, Francesco, Aufrufe zur Errettung Italiens und des Erdkreises. Ausgewählte Briefe. Lateinisch – Deutsch, hg. von Berthe Widmer, Basel 2001.

- Rader, Olaf B. (Hg.), *Wie Blitz und Donnerschlag. Die Kaiserkrönung Karls IV. nach den Berichten des Johannes Porta de Annoniaco*, Berlin 2016.
- Hoensch, Jörg K., *Die Luxemburger. Eine spätmittelalterliche Dynastie gesamteuropäischer Bedeutung 1308–1437*, Stuttgart u. a. 2000.
- Schlotheuber, Eva/Andreas Kistner, *Kaiser Karl IV. und der päpstliche Legat Aegidius Albornoz*, in: *Deutsches Archiv* 69 (2013), S. 531–579.
- Schneidmüller, Bernd, *Die Kaiser des Mittelalters*, München ³2012.

Vlad III. Drăculea und die Imaginationen des Bösen

Gabriele Annas

In einem handgeschriebenen Repertorium des Thüringischen Hauptstaatsarchivs Weimar findet sich zwischen Eintragungen über Briefwechsel, Einungen und Verträge der sächsischen Herzöge ein einsamer Vermerk, der bereits verschiedentlich das Interesse der dortigen Benutzer geweckt hat: «Nachrichten von den grausamen und tyrannischen Handlungen des Dracol in Ungarn. 1456–1457». Bei einem Besuch der Kunst- und Wunderkammer Erzherzog Ferdinands II. von Tirol auf Schloss Ambras dann der Blick auf ein Gemälde des 16. Jahrhunderts, das den Dargestellten als den zitierten walachischen Woiwoden Vlad III. Drăculea (um 1431–1476/77) ausweist: ein streng blickender Mann mittleren Alters im Dreiviertelprofil, mit scharf geschnittenen Gesichtszügen, braunen Augen und einem breiten dunklen Schnurrbart, mit langen lockigen braunen Haaren, die von einer perlenverzierten roten Samtmütze bedeckt sind, in ein samtenes rotes Obergewand mit Pelzkragen und dicken runden Goldknöpfen über einem gelborangefarbenen Untergewand gekleidet. Wie aber war der «historische Ahnherr» der Vampire nach Weimar und Innsbruck gekommen? Und welches Interesse bestand im Heiligen Römischen Reich des 15. und 16. Jahrhunderts an den politischen Ereignissen in einem fernen Kleinfürstentum jenseits der Karpaten – an der Grenze zum Osmanischen Reich?

Im Verlaufe des 14. Jahrhunderts waren auf dem Gebiet des heutigen Rumänien bzw. der Republik Moldau die beiden Donaufürstentümer Walachei und Moldau entstanden, die in jenen Jahrzehnten ebenso wie Serbien und Bosnien eine wechselhafte Rolle als politisch-militärische «Pufferherrschaften» zwischen dem Königreich Ungarn und dem Osmanischen Reich übernehmen sollten. Wohl spätestens seit dem beginnenden 15. Jahrhundert war das Fürstentum der Walachei zu Tributzahlungen an die Hohe Pforte verpflichtet. Gleichzeitig gehörten die walachischen Woiwoden jedoch zu den Lehensträgern der ungarischen und polnischen Krone. Interventionen dieser Schutzmächte führten in Verbindung mit Intrigen der landsässigen Edelleute (Bojaren) immer wieder zu

einer Destabilisierung der politischen Situation in der Walachei, die durch interne Machtkämpfe rivalisierender Thronprätendenten ebenso wie durch militärische Auseinandersetzungen mit dem Osmanischen Reich geprägt war. Dass sich die Fürsten der Walachei wiederholt dem Verdacht des politischen Grenzgängertums zwischen Ost und West ausgesetzt sahen, mag vor diesem Hintergrund nicht verwundern.

Im Gefolge der Eroberung Konstantinopels durch die Osmanen Ende Mai 1453 waren zwar im Heiligen Römischen Reich sowie an der päpstlichen Kurie verschiedentlich Versuche unternommen worden, einen groß angelegten Feldzug der christlichen Fürsten gegen die Truppen Sultan Mehmeds II. (1444–1446, 1451–1481) zu organisieren. Als von den Zeitgenossen vielfach beschworener «Schutzschild der Christenheit» lastete jedoch vor allem auf dem Königreich Ungarn die schwierige Aufgabe, die osmanische Expansion auf dem Balkan militärisch zu bekämpfen. Nach den vernichtenden Niederlagen christlicher Heere bei Varna am Schwarzen Meer (1444) und auf dem serbischen Amselfeld (Kosovo Polje, 1448) hatte der unerwartete Sieg des ungarischen Heerführers János Hunyadi bei Belgrad im Juli 1456 zu einer zumindest kurzfristigen militärischen Entlastung geführt. In diesem Zusammenhang sollte zugleich der Walachei eine tragende geostrategische (und religiöse) Rolle als wichtiges Bollwerk der Christenheit zuwachsen, dessen Fall einen gefährlichen Dominoeffekt auf dem Balkan hätte auslösen können.

Zu den wohl bekanntesten walachischen Woiwoden jener Zeit gehört der bereits einleitend erwähnte Vlad III. Drăculea aus dem Hause Basarab, der nach einer ersten kurzen Herrschaftsphase (1448) und Jahren des Exils erst im Sommer 1456 eine dauerhafte Woiwodschaft (bis 1462) zu etablieren vermochte. Der Beinamen «Drăculea» (= Sohn des Dracul) verweist auf den gleichnamigen Vater Vlad II. Dracul († 1447), der 1431 von König Sigismund (1410/11–1437) in den christlichen Drachenorden (Drache = rumän. «Dracul») aufgenommen worden war. Und während sich politische Gegner des walachischen Woiwoden mitunter eines geschickten Wortspiels mit dem rumänischen Ausdruck «Drac» (= Teufel) bedienten, verwendete der so Gescholtene selbst verschiedentlich die Eigenbezeichnung «Wladislaw Dragwlija», die in der Schreibweise «Dragu(o)lea» zugleich auf den «Beliebten, Lieblichen bzw. Wohlgefälligen» verweist. In Anlehnung an osmanische Aufzeichnungen des späten 15. und 16. Jahrhunderts, die über den *Kazıklı Vöyvoda*, den «aufspießenden Woiwoden», berichten, war im Verlaufe dieser Jahrzehnte auch in rumänischen Quellen der Beiname «Țepeș» (= der Pfähler) aufgenommen worden – als sprechender Hinweis auf die von Vlad III. Drăculea wohl ungewöhnlich häufig verwendete und besonders grausame Foltermethode bzw. Tötungsart des Pfählens. Weder von Zeitgenossen noch von späteren frühneuzeitlichen Autoren ist der walachische Woiwode jedoch des

Vampirismus beschuldigt worden. Der «Biss» sollte den «Pfählerfürsten» erst in der Zeit der Gothic Novel des ausgehenden 19. Jahrhunderts ereilen.

Bereits zu seinen Lebzeiten kursierten an der päpstlichen Kurie, an internationalen Fürstenhöfen, in süddeutschen Klöstern und Reichsstädten Nachrichten über die brutalen Gräueltaten und Gewaltexzesse Vlads III. Drăculea, die sich unterschiedslos gegen Freund und Feind, gegen walachische Edelleute und die reichen siebenbürgischen Handelsstädte ebenso wie gegen konkurrierende Thronprätendenten und den osmanischen Sultan Mehmed II. richteten. Nachhaltig geprägt wurde das Bild des «Pfählerfürsten» im Heiligen Römischen Reich des 15. und 16. Jahrhunderts vor allem durch die sogenannten *Deutschen Berichte*, eine wahrscheinlich Ende 1462/Anfang 1463 im Umfeld des ungarischen Königshofs entstandene Prosaerzählung, die in monotoner Reihung Geschichten über den brutalen walachischen Woiwoden *Dracol* zusammenstellte. Sie stützt sich dabei wohl nicht zuletzt auf die auch in anderen zeitgenössischen Quellen dokumentierten Klagen und Beschwerden siebenbürgischer Kaufleute namentlich aus dem Gebiet von Hermannstadt (Sibiu) und Kronstadt (Braşov), die in den *Deutschen Berichten* prominent – in Gestalt einer draculanischen «Topographie des Schreckens» – vertreten sind.

Die Liste der Vlad III. Drăculea in diesem Zusammenhang vorgeworfenen brutalen Grausamkeiten und Verstöße gegen gesellschaftliche Normen – sei es die Friedenspflicht bei Waffenstillständen, die Gastfreundschaft oder die Fürsorge und den Schutz der Armen – ist lang und eindrucksvoll: Hinrichtungen politischer Rivalen, die Ausrottung eines konkurrierenden Adelsgeschlechts, die Brandschatzung zahlreicher Ortschaften vor allem in Siebenbürgen und die brutale Tötung der dortigen Einwohner, die Folterung und Ermordung auswärtiger Boten, die Vivisektion einer schwangeren Konkubine, Strafmaßnahmen gegen die Geistlichkeit, der Raub von Paramenten und liturgischen Geräten. Ebenso vielfältig sind die verwendeten Hinrichtungs- und Tötungsarten, die von der Enthauptung und dem Erschießen mit Pfeil und Bogen über das Annageln an den Haaren, das Schinden, Sieden und Verbrennen bis schließlich zum exzessiv eingesetzten *Spissen* auf Stöcken reichen. Zeitgenössische Nachrichten wurden dabei geschickt mit alttestamentarischen Motiven, antik-klassischen Topoi und Elementen der christlichen Märtyrer- und Heiligenlegenden verwoben, die das historische Geschehen um den «Pfählerfürsten» literarisch ausformulierten. Aus der Geschichte eines walachischen Woiwoden des 15. Jahrhunderts wurde auf diese Weise die *Histori von dem pösen Dracol*, die über den frühen Buchdruck – mit insgesamt 13 Auflagen in den Jahren 1488 bis 1559/68 – zugleich eine breite Rezeption in der deutschsprachigen Öffentlichkeit erfahren hat.

Entstanden sind die *Deutschen Berichte* möglicherweise im Rahmen einer vor allem in das Heilige Römische Reich ausstrahlenden «Verleumdungskampagne»

des ungarischen Königshofs gegen Vlad III. Drăculea, der trotz seiner spektakulären Erfolge gegen Sultan Mehmed II. offenkundig zwischen die politischen Fronten auf dem Balkan geraten und Ende 1462 durch den ungarischen König Matthias Corvinus (1458–1490) inhaftiert worden war. Die Nachrichten über die draculanschen Grausamkeiten, die ursprünglich wohl in der mittelalterlichen Diplomatensprache Latein abgefasst worden waren, sollten vermutlich zusammen mit zwei – angeblichen – Verratsbriefen des «Pfählerfürsten» das Vorgehen des Hunyadi-Sohnes gegen den siegreichen Türkenbekämpfer rechtfertigen. Wahrscheinlich über den habsburgischen Kaiserhof in Wien bzw. Wiener Neustadt gelangten die zwischenzeitlich in die Volkssprache übersetzten *Deutschen Berichte* in die fürstlichen, klösterlichen und städtischen Schreibstuben des Heiligen Römischen Reichs – an den sächsischen Fürstenhof, in die Benediktinerabteien Murbach, Tegernsee, Lambach und St. Gallen, nach Augsburg und Konstanz. Personengeschichtliche Untersuchungen verweisen dabei auf Benediktinermönche aus dem Umfeld der Melker Reform, darunter den Augsburger Klosterbruder, Frühhumanisten und Geschichtsschreiber Sigismund Meisterlin († um 1497), die maßgeblich zur Verbreitung der handschriftlichen Überlieferungen beigetragen haben könnten.

Dass eine für die europäische Geschichte des späten Mittelalters vergleichsweise unbedeutende historische Persönlichkeit der ostmitteleuropäischen Peripherie den weiten Weg in den Westen gefunden hat, ist wohl nicht zuletzt auf die vielfältigen potentiellen «Lesarten» der *Deutschen Berichte* zurückzuführen. So haben die einzelnen Textzeugen Aufnahme in Sammelhandschriften philosophischen, theologischen und historischen Inhalts gefunden oder wurden in chronikalische Aufzeichnungen regionalhistorischen Zuschnitts eingearbeitet. In Verbindung mit dem zeitgenössischen Diskurs der «Türkengefahr» ergänzten sie die vorhandenen Informationen über die politischen Vorgänge auf dem Balkan, übernahmen die moralisierende Funktion eines dunkel grundierten «Anti-Fürstenspiegels» und abstoßenden Zerrbilds christlichen Herrschaftshandelns oder bedienten ein boulevardesques Interesse an brutalen Grausamkeiten der Anderen/Fremden.

Vergleichbare Geschichten sind in jener Zeit auch aus anderen westlichen Ländern bekannt. So wurde das Frankreich des Hundertjährigen Kriegs durch den spektakulären Fall des Gilles de Rais († 1440), eines erfolgreichen französischen Heerführers und Kampfgefährten der Jeanne d'Arc, erschüttert, der sich für die Entführung, den Missbrauch und die Ermordung dutzender Kinder und Jugendlicher schließlich vor Gericht verantworten musste. Während sich jedoch vor allem in den westfranzösischen Provinzen die kollektiven Vorstellungen des abgründig Bösen mit der lokalen Gestalt des mordenden Barons verbanden (und in Charles Perraults Erzählung *La barbe bleue* – Der Blaubart – die Zeiten überdauern sollten), wurden diese im Heiligen Römischen Reich des 15. und

16. Jahrhunderts gleichsam «externalisiert» und in den «fernen Osten» jenseits der Karpaten – in das Grenzgebiet zum Osmanischen Reich – verlegt, zu den Feinden des christlichen Glaubens. Entsprechend wurde denn auch im 1559/68 entstandenen Augsburger Druck der *Histori von dem pösen Dracol* das Bild des walachischen Woiwoden ikonographisch durch jenes eines Türken ersetzt.

Literatur

- Corpus Draculianum. Dokumente und Chroniken zum walachischen Fürsten Vlad dem Pfähler 1448–1650, hg. von Thomas M. Bohn et al., bislang Bd. I/1–2 sowie Bd. III, Wiesbaden 2013–2018.
- Vlad der Pfähler – Dracula. Tyrann oder Volkstribun?, hg. von Thomas M. Bohn et al., Wiesbaden 2017.
- Annas, Gabriele/Christof Paulus, Geschichte und Geschichten. Studien zu den «Deutschen Berichten» über Vlad III. Drăculea, Wiesbaden 2020.
- Cazacu, Matei, Dracula, hg. von Stephen W. Reinert, Leiden 2017.
- Florescu, Radu R./Raymond T. McNally, Dracula. Prince of Many Faces. His Life and His Times, Boston 1989.

Großfriedrichsburg – Brandenburg in Afrika

Roberto Zaugg

Auf einer kleinen Anhöhe hisste am 1. Januar 1683 ein ostpreußischer Junker namens Otto Friedrich von der Gröben die brandenburgische Flagge. Der anfangs rudimentäre, mit bloßen Palisaden befestigte Stützpunkt, dessen Errichtung auf diesem Hügel er am selben Tag anordnete, wurde bald darauf unter der Leitung von Carl Constantin von Schnitter – dem künftigen Schwiegersohn des Rechtsphilosophen Samuel Pufendorf – zu einer stattlichen Steinfestung erweitert. Getauft wurde sie auf den Namen «Großfriedrichsburg» – zu Ehren des «Großen Kurfürsten» Friedrich Wilhelm von Hohenzollern.

Von Großfriedrichsburg blickt man auf den Atlantik. Die Festung liegt nämlich im Südwesten des heutigen Ghanas. Genauer: am Kap der Drei Spitzen, bei der Ortschaft Princess Town. In der zur Akan-Familie gehörenden Nzema-Sprache, die dort gesprochen wird, hieß die Siedlung ursprünglich Pokesu. Sie befand sich im Westen der «Goldküste», die ihren Namen den im Hinterland liegenden Goldvorkommen verdankte. Seitdem die Portugiesen im 15. Jahrhundert Stützpunkte an der Goldküste errichtet hatten, war diese zu einer wichtigen euroafrikanischen Kontaktzone geworden. Das Kap der Drei Spitzen spielte dabei allerdings eine marginale Rolle: Der Löwenanteil des Handels wurde weiter westlich bei Axim und vor allem weiter östlich bei Elmina abgewickelt. Als die Niederländer in der Endphase ihres Unabhängigkeitskrieges den Portugiesen die Stützpunkte entrissen und damit deren Hegemonie im Handel mit dieser Region zerschlugen, setzte eine neue Dynamik ein. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurde die Goldküste zur Bühne einer intensiven intra-europäischen Konkurrenz. Niederländische, englische, schwedische, dänische und brandenburgische Kompanien suchten den Anschluss an westafrikanische Märkte, gingen Verträge mit Akan-Herrschaftsverbänden ein und errichteten mit deren Genehmigung befestigte Handelsstützpunkte.

Dass das Kurfürstentum Brandenburg, welches 1701 zum Königreich Preußen erhoben wurde, im Atlantikhandel mitmischte, war dem Willen des «Großen

Kurfürsten» geschuldet. Im Kopf hatte dieser das Beispiel der prosperierenden Niederlande und den merkantilistischen Grundsatz, wonach ein aktiver Außenhandel zur Ankurbelung des Wirtschaftswachstums beiträgt. Die Gründung der Brandenburgisch Africanischen Compagnie (BAC, 1682) erfolgte nach dem Vorbild der niederländischen Ost- und Westindischen Kompanien und war Teil der kurfürstlichen Bemühungen, in seinen Gebieten eine wohlstandsfördernde Entwicklung in Gang zu setzen. Unterstützt wurde der Kurfürst dabei – und beim Aufbau einer brandenburgischen Marine – durch den aus Vlissingen stammenden Kaufmann und Reeder Benjamin Raule. Von den Monopolkompanien anderer Länder unterschied sich die BAC durch ihr Netzwerk an Handelsbasen, die sich allesamt außerhalb kurfürstlicher Territorien befanden. Die Hohenzollern verfügten weder über einen Zugang zur Nordsee noch über Besitzungen in den Amerikas – und schon gar nicht über die notwendige Seemacht, um sich solche gegen den Willen der etablierten Kolonialmächte zu sichern. Deshalb ging die BAC eine Reihe von Verträgen ein, um Niederlassungen auf Drittgebieten betreiben zu dürfen. In Emden wurden kraft eines Abkommens mit dem dortigen Stadtrat der Heimathafen und das Leitungsgremium der Kompanie angesiedelt. Die arabisch-berberischen Emire von Trarza, im heutigen Mauretanien, gewährten der BAC die Nutzung der früher von den Portugiesen besetzten Insel Arguin, von wo aus Güter wie Gummi Arabicum oder Straußenfedern erworben werden konnten. Die dänische Krone vermietete der BAC einen Teil ihrer (heute zu den Amerikanischen Jungferninseln gehörenden) Insel St. Thomas, die ihrerseits als Plantagenkolonie und intra-karibische Handelsdrehscheibe fungierte.

Die Akan-Gesellschaften der westlichen Goldküste waren zu jener Zeit in keinem großflächigen, monarchischen Herrschaftsverband organisiert. Vielmehr zeugen die Quellen von weitgehend autonomen Siedlungen, die relativ flexible Bindungen miteinander eingingen. Mit den Obrigkeiten verschiedener solcher Gemeinschaften schloss die BAC Verträge ab und etablierte nebst Großfriedrichsburg auch kleinere Basen in der Region. Der von Major von der Gröben inszenierte Akt des Fahnenhissens, der in der europäischen Symbolik eine auf Eroberung bzw. Unterwerfung basierende Inbesitznahme zu signalisieren schien, darf nicht über die tatsächlichen Machtverhältnisse vor Ort hinwegtäuschen: Eine «Kolonie» war Großfriedrichsburg nie – obwohl sie seit dem späten 19. Jahrhundert im Narrativ der deutschen Kolonialpropaganda verzerrend als solche dargestellt und gar als «erste deutsche Kolonie» in Afrika gefeiert wurde. Die brandenburgische Präsenz in Pokesu war das Resultat bilateral ausgehandelter Abkommen, die auf konvergierenden Interessen fußten. Während die BAC in dem bislang ziemlich marginalen Kap der Drei Spitzen eine Nische fand, um Zugang zu den Märkten der Goldküste zu bekommen, sicherten sich die Eliten der Region eine Partnerschaft, von der sie sich einerseits eine direktere Anknüpfung an den maritimen

Fernhandel und andererseits eine militärische Allianz gegen verfeindete Herrschaftsverbände aus dem Hinterland erhoffen konnten. Für die BAC stand in kommerzieller Hinsicht nebst Gold und Elfenbein vor allem der Handel mit versklavten Menschen im Vordergrund, deren Nachfrage in der Karibik im Zusammenhang mit der rapiden Expansion der Zuckerrohrplantagen stark zunahm. Die mindestens 22 795 Sklaven, die von der BAC deportiert wurden, stammten aber nur zum Teil von der Goldküste: Viele – wahrscheinlich die meisten – wurden weiter östlich im heutigen Benin gekauft. Als Infrastruktur des Sklavenhandels hatte Großfriedrichsburg also eine doppelte Funktion: Zum einen diente sie dem Export von Sklaven aus der Akan-Region; zum anderen fungierte sie als logistische Station, bei der nach Osten segelnde Sklavenschiffe sich mit Lebensmitteln und frischem Wasser versorgen konnten. Die BAC war zwar bei weitem nicht der einzige Akteur aus dem deutschen Sprachraum, der in den atlantischen Sklavenhandel involviert war: Doch in keinem anderen Fall förderte ein deutsches Fürstentum über mehrere Jahrzehnte ein derartiges Unterfangen.

Der niederländischen Westindischen Compagnie (WIC) war die BAC von Anbeginn ein Dorn im Auge. Einerseits erhob die WIC den Anspruch, wie einst die Portugiesen – von denen sie dieses Recht per Eroberung übernommen haben wollte –, ein Monopol über den Handel an der westlichen Goldküste zu besitzen. Andererseits erachtete sie die BAC schlicht als eine Schmugglerkompanie: Unter dem Deckmantel des kurfürstlichen Patents und der brandenburgischen Flagge diene diese niederländischen Kaufleuten dazu, die von den Generalstaaten erlassenen Bestimmungen zu umgehen, welche es niederländischen Bürgern verboten, außerhalb der WIC in Westafrika Handel zu treiben. Diese Anschuldigungen waren nicht aus der Luft gegriffen. Nebst Raule waren zahlreiche andere niederländische Kaufleute an der BAC beteiligt. Investitionen, Know-how und Netzwerke von Niederländern spielten eine zentrale Rolle beim Aufbau der Kompanie – nicht zuletzt als es darum ging, Beziehungen zu den Emiren von Trarza und am Kap der Drei Spitzen zu etablieren. Viele Schiffskapitäne, Handelsangestellte, Offiziere und Matrosen der BAC waren Bürger der Vereinigten Provinzen. Wie die Garnisonslisten von Großfriedrichsburg verdeutlichen, in denen nebst Europäern verschiedenster Herkunft auch Brasilianer, (Euro-)Afrikaner und gar ein Luso-Bengale erwähnt werden, war die BAC allerdings nie ausschließlich niederländisch. Es handelte sich vielmehr um ein hoheitlich patentiertes, global agierendes Unternehmen, das auf der grenzüberschreitenden Mobilisierung von Kapitalien und Arbeitskräften beruhte – wie übrigens auch die WIC, deren Flotte und Stützpunkte ganz wesentlich auf Billiglohnarbeiter aus dem Heiligen Römischen Reich angewiesen waren.

Die Rivalität zwischen den beiden Kompanien eskalierte zuweilen in bewaffneten Konflikten. Dank der Unterstützung der eigenen Akan-Alliierten, die den-

jenigen der WIC die Stirn boten, konnte die BAC ihre westafrikanische Nische aber erfolgreich verteidigen. Verheerend waren hingegen die Auswirkungen des Spanischen Erbfolgekrieges. In wenigen Jahren gelang es französischen Freibeutern und Marineeinheiten, einen wesentlichen Teil der verfeindeten brandenburgischen Flotte zu kapern bzw. zu zerstören. Um sich mit Handelswaren zu versorgen, war Großfriedrichsburg seit dem frühen 18. Jahrhundert mehr denn je auf niederländische und englische Schiffe angewiesen, die unter Umgehung der nationalen Kompanien am florierenden Sklavenhandel teilnahmen.

Während die BAC an Handlungsmacht einbüßte, trat um 1710 ein Akan-Kaufmann in Erscheinung: Kone Kpole («Kone der Große») alias Jan bzw. John Conny. Conny – der in der kolonialpropagandistischen Literatur des 19./20. Jahrhunderts oft reduktiv als «Makler» bezeichnet oder zum «treuen preußischen Negerfürsten» verklärt wurde – hatte von der jüngsten wirtschaftlichen Dynamik profitiert: Er verkaufte Mais an die vorbeiziehenden Sklavenschiffe, vermittelte denselben Kanus und Ruderer und belieferte das expandierende Asante-Reich im Tausch gegen Gold, Elfenbein und Sklaven mit europäischen Schusswaffen. Mit seinem Reichtum stieg sein politischer Einfluss. Er attackierte militärisch mit der WIC verbündete Akan-Gebiete, und als es 1710 zu Spannungen mit dem Fort-Kommandanten kam, zwang er diesen, nach Europa zurückzukehren, und ließ der BAC ausrichten, sie möge einen neuen ernennen. 1717 liquidierte Friedrich Wilhelm I. die dar-bende BAC und verkaufte Großfriedrichsburg an die Niederlande. Conny weigerte sich allerdings, das Fort der WIC zu übergeben: Das Land gehöre nicht dem König von Preußen, erklärte er, weswegen letzterer auch nicht das Recht habe, die Festung zu veräußern. Nachdem Conny eine erste niederländische Attacke effektiv abgewehrt hatte, verwaltete er den Handelsstützpunkt eine Zeitlang in eigener Regie. Erst als es der WIC gelang, eine Allianz von Akan-Herrschaftsverbänden gegen Pokesu zu mobilisieren, konnte Conny 1724 vertrieben und Großfriedrichsburg eingenommen werden. Über dem Fort wehte fortan die Flagge der Vereinigten Provinzen.

Literatur

- Daaku, Kwame Yeboa, *Trade and Politics on the Gold Coast, 1600–1720. A Study of the African Reaction to European Trade*, Oxford 1970.
- Heyden, Ulrich van der, *Rote Adler an Afrikas Küste. Die brandenburgisch-preußische Kolonie Großfriedrichsburg in Westafrika*, Berlin ²2001.
- Jones, Adam (Hg.), *Brandenburg Sources for West African History, 1670–1700*, Stuttgart 1985.
- Zaugg, Roberto, *Grossfriedrichsburg, the first German colony in Africa? Brandenburg-Prussia, Atlantic entanglements and national memory*, in: John Kwadwo Osei-Tutu/Victoria Ellen Smith (Hg.), *Shadows of Empire in West Africa. New Perspectives on European Fortifications*, New York 2018, S. 33–73.

Hamburger aller Welt, lasst euch genießen!

Claudia Schnurmann

«Tutti i nostri Hamburger sono serviti con patate» (alle unsere Hamburger werden mit Kartoffeln serviert). Mit diesem für eingefleischte Hamburger amüsanten Hinweis auf knollige Begleiter ihrer Namensvetter wirbt ein Restaurant in Rom für eine Kalorienbombe: den Hamburger. Wie kommt es, dass ausgerechnet ein Hackfleischklops nach der stolzen Freien und Hansestadt Hamburg und deren Einwohnern benannt wurde und dieses Demonym kultur- und sprachübergreifend geläufig ist? Zwar kann die Silbe «ham», die keine Referenz auf Schinkenanteile im Klops darstellt, beliebig durch Begriffe wie «cheese», «veggie», «double» oder «bison» ersetzt werden. Doch schon die bloße Erwähnung des Wortstummels «Burger» lässt Menschen weltweit das Wasser im Munde zusammenlaufen. Mag es auch andere genussversprechende Dinge geben, die nach Städten oder deren Bürgern benannt wurden – man denke an Frankfurter, Wiener, Berliner, Londoner oder Pariser –, so erreichen diese kaum die internationale Präsenz und den Bekanntheitsgrad des Hamburgers. Wie entstand diese sprachliche Melange der eleganten Stadt an der Elbe und eines prosaischen Fleischbratlings zwischen Brötchenhälften? In der wissenschaftlichen Forschung und Populärliteratur kursieren verschiedene Erklärungsversuche. Verifizieren lässt sich keiner – eine gewisse Überzeugungskraft besitzen viele.

Die Zutat, die den Hamburger in seiner heute üblichen Form ausmacht, eine Scheibe (Patty) aus gegrilltem Rinderhack, wird seit Urzeiten verspeist: Bereits die Pharaonen genossen Buletten. Der Feinschmecker Marcus Gavius Apicius beglückte im 1. Jahrhundert vor Christus dekadente Römer mit seinen Frikadellen-Rezepten. Hunnen stärkten sich für ihre Raubzüge mit Fleischklößchen. Der Nürnberger Paul Jacob Marperger feierte in seinem *Küch- und Keller-Dictionarium*, das 1716 im streng lutherischen Hamburg erschien, Hachis oder Mischmaschen als Garanten des wirtschaftlichen Vorsprungs fleischliebender protestantischer Gesellschaften Nordeuropas vor den fastenfreudigen Fleischasketen katholischer Länder. Den Patty selbst gab es also schon lange,

bevor er mit Hamburg und seinem unverzichtbaren Begleiter-Brötchen (dem Bun) kombiniert wurde. Das Etikett Hamburg, Hamburger Machart oder à la Hamburgoise entstand als Fremdbezeichnung und verweist aus der Außensicht auf die Bedeutung Hamburgs als Hafen- und Handelsstadt, inklusive ihrer weltweiten Kommunikation. Die enge Beziehung zwischen England und Hamburg, das sich als kontinentaleuropäische Version Londons gerierte, spiegelte sich in zwanzig Neuauflagen des berühmtesten englischsprachigen Kochbuchs des 18. Jahrhunderts *The Art of Cookery made Plain and Easy*, das 1747 von Hannah Glasse in London publiziert wurde. Sie schaffte es, dass die solide, unprätentiöse Hamburger Küche Einfluss auf das lukullische Entwicklungsland England gewann. Glasse pries seit 1758 in Neuauflagen ihres Bestsellers Hamburger Wurst und Truthahn nach Hamburger Art («a turkey stuffed after the Hamburg way»). Der «Hamburg Way» bestand nach Glasse primär in der speziellen Verwendung von fein gekuttertem Rindfleisch als Brät oder Farce. Diese wurde weder originell in Hamburg erfunden, noch war ihr Genuss auf Hamburg beschränkt. Der Clou, das genuin Hamburgische bestand in der Verzehrweise der Hackfleischmasse: Bei der aufwendig fabrizierten *Hamburg sausage* riet Glasse, man solle die geräucherte, dann gekochte oder gegrillte Wurst zwischen zwei Brotscheiben packen. Die Britin kopierte damit das *Hamburger Rundstück*, bei dem aufgewärmte Bratenreste in ein Brötchen geklemmt als schneller Imbiss sparsame Hamburger Bürger erfreuten. Bei der Hamburger Wurst à la Glasse handelte es sich um ein konserviertes Genussmittel und damit einen vorzüglichen Reiseproviant, mit dem man den Gefahren mangelnder Speisehygiene und schneller Verderblichkeit von Fleisch ein Schnippchen schlagen konnte. Neben Herstellungsart und Ingredienzen spielte für Glasse bei der Empfehlung der *Hamburg sausage* auch der Qualitätsstandard eine Rolle, den sich Hamburger Metzger erarbeitet hatten.

Seit dem späten 17. Jahrhundert galt Hamburg als Hochburg für Herstellung und Handel qualitativ wertvollen Pökelfleischs. *Hamburger Pökelfleisch* oder *Hamburger geräuchertes Fleisch* erfreute sich ähnlicher Wertschätzung wie heute das Fleisch von Kobe-Rindern. Diesen hervorragenden Ruf verdankten die Stadt und ihr Fleischerhandwerk der besonderen Qualität der regionalen Viehhaltung. Vor den Toren Hamburgs hatten sich diverse Kulturlandschaften entwickelt. Während im Alten Land und den Vierlanden Obst und Gemüse angebaut wurden, verlegten sich die Bauern in Friesland, Schleswig und Holstein auf Rinderhaltung. *Hamburger geräuchertes Fleisch* war eine teure Spezialität, die im Deutschen Reich seit dem 18. Jahrhundert von italienischen Delikatesshändlern neben anderen Gaumenfreunden wie Zitronen, Parmesan und Oliven verhökert wurde. Pro Jahr wurde das Fleisch von ca. 15 000 Ochsen erst in Salz und Salpeter eingelegt und dann nach mehrwöchiger Räucherung von wohlbetuchten Hambur-

gern verspeist. Hamburger Handelshäuser belieferten Europa mit Pökelfleisch, das zum internationalen Exportschlager avancierte. Noch 1828 feierte ein Wiener Haushaltsratgeber die besonderen Qualitäten des Hamburger Pökelfleischs. Es eignete sich hervorragend als Proviant für jene, die seit der Schaffung der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Aktiengesellschaft (HAPAG) 1847 die Verbesserungen der Schifffahrt zwischen Hamburg und New York nutzten. Es verlangte in der Zubereitung keinen großen Aufwand, anders als etwa Labskaus, dessen Zutaten erwärmt werden müssen. Kaltes *Hamburger Pökelfleisch* auf Brot erinnerte Seereisende an geschätzte Hamburger Rundstücke oder Würste. So gelangten mit Seeleuten und Migranten Fleischspeisen Hamburger Machart von der Hansestadt aus in die USA – zusammen mit dem Wissen um ihre Herstellung. Während die Speisen selbst variierten, in Anlehnung an Hannah Glasse neu kombiniert und lokalen Zutaten angepasst wurden, blieb das Etikett *Hamburger* als Verweis auf Verarbeitungsweise, geographische Herkunft und vor allem als Qualitätssiegel der Fleischsorten an Hackfleischklopsen und Fleischstücken haften. Es war ein Indikator für die Bedeutung der Stadt Hamburg als Drehscheibe atlantischer Migration und Schifffahrt, als aufstrebende Kochmetropole und ein Beweis des Verkaufstalents New Yorker Straßenhändler. Diese werteten seit Erfindung tragbarer Grills ihre minderwertigen Fleischpatties mit dem Verweis auf deren angebliche Hamburger Machart und Qualität verkaufsfördernd auf. Konnte man sich kein hochwertiges Hamburger Beefsteak von einem schönen Stück Rindfleisch oder *Hamburger Pökelfleisch* im Stil eines Hamburger Rundstücks leisten, gaben sich heimwehkranken Einwanderer, hungrige Seeleute und abenteuerlustige Passanten mit der preiswerten, schlichten amerikanischen Adaption – einem *Hamburger Steak* – zufrieden.

Lange kursierte in der Forschung das Gerücht, das New Yorker Edelrestaurant Delmonico habe bereits 1834 eine aufwendige Hamburgerversion für stolze 10 Dollar offeriert. Diese Information basiert auf einem Missverständnis: tatsächlich servierte man dort nachweislich erst um 1873 ein *Hamburg Steak* für elf Cent, dessen Kreation der Franzose Charles Ranhofer für sich beanspruchte. Im Umfeld des Amerikanischen Bürgerkriegs und der Reconstruction-Ära (1861–1877) waren es neben französischen Kochkünstlern deutsche Migranten, die der nur spärlich entwickelten US-amerikanischen Gastroszene nachhaltige Impulse gaben. Restaurants, Imbissbuden und Dinners quer durch die USA beanspruchten den Ruhm, den Hamburger in seiner heutigen Form erfunden zu haben. Vielleicht kommt dieser Verdienst dem Mecklenburger Migranten August Ermisch zu. Er habe, so meldete 1873 ekstatisch die *New York Times*, bereits vor dem Delmonico in seinem Restaurant in Manhattan ein sensationelles *Hamburger Steak* angeboten. In jener Zeit honorierte man in den USA noch den atlantischen Austausch und den schmackhaften Einfluss europäischer, unter anderem Ham-

burger Kochtraditionen auf US-Köche und Küchen. Mit dem krassen Nationalismus des Gilded Age, im Zuge wachsender Xenophobie, verschärfter Einwanderungspolitik und Abschottungstendenzen schwand diese positive Einschätzung. Die Bedeutung ausländischer Einflüsse wurde mental verdrängt. Entweder wurde der Hamburger zum *Salisbury Steak* umbenannt oder er mutierte zu einer genuinen Errungenschaft US-amerikanischer Köche. Seine Verbindung zu der deutschen Stadt Hamburg wurde ignoriert, stattdessen behaupteten zwei US-amerikanische Brüder, den Bratling 1885 in Hamburg/NY erstmals kreiert zu haben.

Es entbehrt nicht einer gewissen Komik, dass ausgerechnet der amtierende US-Präsident Donald Trump, der als Nachkomme eines deutschen Einwanderers nun Mauern gegen Migranten errichten möchte, im Januar 2019 industriell gefertigte Hamburger einer Fastfoodkette als «Great American food» (großartiges amerikanisches Essen) bei einem Empfang im Weißen Haus servieren ließ. Der bekennende Fast-food-Aficionado praktizierte damit eine, in den USA beliebte Neigung, Leistungen von Migranten als ureigene US-amerikanische Erfindungen zu vereinnahmen.

Bereits seit 1934 hatten US-Medien versucht, mit populären Comicfiguren wie Wimpy, dem einfach gestrickten Kumpel des spinatbegeisterten Popeye, die Freuden des extensiven Hamburgergenusses als typische Tugend braver US-Bürger zu vermarkten. Hamburgische Feinschmecker hatten unterdessen den Genuss der Hamburger Wurst oder geschredderten Pökelfleischs auf Brot zu Gunsten des in der Zubereitung anspruchsvolleren Prototypen, das Hamburger Beefsteak, aufgegeben. Dieses erhielt in dem Roman *Buddenbrooks: Verfall einer Familie* des Lübeckers Thomas Mann oder in den Gedichten des Hamburgers Detlev von Liliencron seine höheren literarischen Weihen.

Der Hamburger in der Hackfleischversion erlebte ein ähnliches Schicksal wie andere atlantische Kulturleistungen: Obwohl er aus der Alten Welt stammte, erlangte er schließlich seinen Durchbruch, Hype und seine Berühmtheit als massentaugliches *convenience food* in den USA. Auf dem Höhepunkt antiamerikanischer Demonstrationen der Siebzigerjahre stürzte die Eröffnung von Filialen einer Hamburgerkette in der Bundesrepublik die Deutschen in einen tiefen Konflikt zwischen politischer Überzeugung und angesagtem Konsumtrend. Der Hamburger gilt noch heute als *der* Inbegriff des American way of life – so US-amerikanisch wie Apple Pie, Baseball oder Marilyn Monroe und wurde wie die Kinodiva von Andy Warhol als nationale Ikone inszeniert.

Literatur

- Edge, John T., *Hamburgers & Fries. An American Story*, New York 2005.
- History and Legends of Hamburgers, <https://whatscookingamerica.net/History/Hamburger-History.htm> (zuletzt eingesehen am 25. 3. 2019).
- Murphy, Mike, Fast food on fine china. Trump treats Clemson players to spread of burgers, pizza, 14. 1. 2019, <https://www.marketwatch.com/story/fast-food-on-fine-china-trump-treats-clemson-players-to-spread-of-burgers-pizza-2019-01-14> (zuletzt eingesehen 28. 3. 2019).
- Peter, Peter, *Kulturgeschichte der deutschen Küche*, München ³2014.
- Smith, Andrew F., *Hamburger. A Global History*, London 2008.

Immanuel Kant – Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?

Petra Gehring

Mit seinem Zeitschriftenbeitrag in der *Berlinischen Monatsschrift* vom September 1784 greift Immanuel Kant, renommierter Ordinarius der Universität der heute russischen Stadt Kaliningrad (Königsberg), in eine im Blatt bereits laufende Debatte ein, die sich um die Definition, aber auch die Definierbarkeit der Aufklärung als politischer Bewegung dreht. Kant bestimmt die Aufklärung nicht, indem er deren Gegner oder etwaige Ziele namhaft macht, sondern als einen generalisierbaren (und damit auch zeitlosen) Modus: als Form des Vernunft- und zugleich Freiheitsgebrauchs.

Die Leitmetapher ist eine juristische: diejenige der selbst verschuldeten «Unmündigkeit» bzw. der «Vormundschaft», die es zu verlassen gelte. Mit der Formulierung, die Aufklärung sei «der Ausgang» des Menschen aus diesem Zustand (AA 481), wird das juristische Bild allerdings gesprengt. Denn Kant fordert nicht, die Unmündigkeit *de jure* aufzukündigen oder eine «Emanzipation», ein bloßes Freigelassen-Werden also, zu erwirken. Sondern er hebt darauf ab, dass man den unfreien Zustand – faktisch, tatsächlich – selbst zu beenden hat.

Das Wagnis zu denken – der Mut, sich des Verstandes, und zwar, wie der Textdruck in der Akademie-Ausgabe heraushebt, sich «des *eigenen* Verstandes» zu bedienen – sowie auch die Anstrengung, die damit verbunden ist, sich aus einer «beinahe zur Natur gewordenen» Unmündigkeit «herauszuarbeiten» (AA 483), sind damit in einem ersten Schritt in den Vordergrund gerückt. *Sapere aude!* sei «der Wahlspruch der Aufklärung», hält Kant fest.

Bei dem Gedanken, dass die Unmündigkeit des unaufgeklärten Individuums (bei allen, die erwachsen sind und einen Verstand besitzen) «selbst verschuldet» sei, und zwar aus «Faulheit» und «Feigheit» bzw. Bequemlichkeit, denn: «Es ist so bequem, unmündig zu sein» (AA 481), belässt es der Text freilich nicht. Kant fasst auch das ins Auge, was wir die politischen Verhältnisse nennen würden. Neben dem individuellen (in der Freiheitspflicht der eigenen Lebensführung gelegenen) Ineinander von Vernunft und Freiheit wird aber nicht der Staat, die Bürgerschaft

oder überhaupt ein politisch handelndes Kollektiv, sondern das «Publikum» zum Medium einer Entwicklung, die für auch politisch aufgeklärtere Zustände sorgt. Zwar habe jeder Mensch («privat») der Regierung zu folgen. Aber das öffentliche Nachdenken, auch das kritische, steht jedem ebenso frei. Eine Regierung, die dies verhindert, oder auch ein Kontrakt, «der auf immer alle weitere Aufklärung vom Menschengeschlecht abzuhalten geschlossen würde» (AA 488; das zielt unter anderem gegen den Anspruch von Kirchen, ihre Mitglieder geistlich zu führen), verstoßen gegen ein Naturrecht, sie sind nichtig. So «wickelt», schreibt Kant, letztlich die Natur den «Hang und Beruf zum freien Denken» aus (AA 493).

Eine delikate Zwischenstellung hat der von Kant politisch nicht konkretisierte Befund, Vormünder pflegten mit der «Gefahr» zu drohen, die damit verbunden sei, den «Gängelwagen» zu verlassen, in welchem sie «ihr Hausvieh» (AA 482), nämlich die unmündigen, ruhigen Geschöpfe, gern halten wollen, die sie zunächst dumm gemacht hätten. Das Zusammenspiel zwischen einer – von interessierter Seite geschürten – Angst und dem Faktor Zeit, d. h.: einer zusätzlich zum bloß punktuellen «Mut» geforderten Bereitschaft zur wiederholten, lernenden Anstrengung (einschließlich der dazugehörigen Frustrationstoleranz), erweist sich damit als womöglich sogar eigentliche Bedingung einer Aufklärung, die wesentlich *als Prozess* betrachtet (und gelebt) werden muss.

Nur wer einige Male hinzufallen nicht fürchtet, wird «endlich gehen lernen» (AA 483) bzw. kann sichere Sprünge auch über breitere Gräben tun (vgl. AA 484): In ungefährer Analogie zu diesem pädagogischen Rat erklärt Kant auch die Selbstaufklärung eines Publikums zu einer Sache, die nur allmählich gelingen kann, die also der Reformierung durch Selbsterprobung, der Bildung bedarf. Durch eine Revolution werde «niemals wahre Reform der Denkungsart zustande kommen», denn neue und alte Vorurteile setzen sich sofort wieder durch, wo Veränderungen auf «Aufwiegelung» statt auf breitem öffentlichen Raisonement beruhen. Die Freiheit, «von seiner Vernunft in allen Stücken *öffentlich Gebrauch* zu machen», sei wiederum politisch unschädlich, sogar «die unschädlichste von allen» (AA 484) – so der Rat, den Kant der Fürstenregierung gibt (König Friedrich II. wird namentlich genannt). Was ein Freistaat nicht wagen könne, vermöge ein Staat, der vom Privatmenschen Gehorsam einfordert, durchaus zu sagen: «*räsonniert, so viel ihr wollt, und worüber ihr wollt (...)*» (AA 493).

Aufklärung ist bereits schlechthinniger Jahrhundertbegriff, als Kant schreibt, und dies europäisch sprachübergreifend: Die Deutschen und die Franzosen neiden ihn einander nicht. Leibniz verwendet «*éclairer*», Milton «*enlighten*», was man zeitgenössisch mit «aufklären» übersetzt (das deutsche Adjektiv «aufgeklärt» nutzen Brockes, Nieuwentyt, Sulzer und viele mehr). Bevor «*les lumières*» zur Bewegungs- und «*l'âge des lumières*» zur Epochenbezeichnung avanciert, spricht D'Alembert von «*les siècles de lumière*», und 1755 widmet Diderot den Attri-

buten «éclairé, clairvoyant» – «termes relatifs aux lumières de l'esprit» – einen Eintrag im fünften Textband der großen *Encyclopédie*.

«Die Menschen arbeiten sich von selbst nach und nach aus der Rohigkeit heraus, wenn man nur nicht absichtlich künstelt, um sie darin zu erhalten.» (AA 493) – das ist Kants preußische Version eines Rousseauismus, der gerade noch als staatstragend durchgeht, während die Textrhetorik durchaus eine andere Sprache spricht: «Zu dieser Aufklärung aber wird nichts erfordert als *Freiheit*; (...) Nun höre ich aber von allen Seiten rufen: *räsionniert nicht!* Der Offizier sagt: *räsionniert nicht, sondern exerziert!* Der Finanzrat: *räsionniert nicht, sondern bezahlt!* Der Geistliche: *räsionniert nicht, sondern glaubt!* (...) Hier ist überall Einschränkung der Freiheit» (AA 484).

Wenige Jahre später wird Kant die Französische Revolution als ein «Geschichtszeichen» bezeichnen, das seine Bedeutung nicht aus sich heraus oder durch seine unmittelbaren Folgen, sondern durch den «Enthusiasm» beweist, den es beim Publikum auslöst. Die Aufklärungs-Definition lässt dergleichen bereits ahnen. Zwar setzt Kant 1784 einen politisch konservativen Ankerpunkt: Am staatskonformen Handeln (an «privatem» Gehorsam) führt kein Weg vorbei. Allein in der «Leserwelt» erlebt und erlernt das Publikum, was möglich ist, nur der Verstandesgebrauch, nicht derjenige der Hände ist frei. Dennoch: Kants Text postuliert tatsächlich – wenngleich nur im Medium diskutierender, reflektierender und generalisierend urteilender Publizität – eine unbedingte und völlige Freiheit. Und dies ist möglicherweise genau das, was der Überlegung eine Sprengwirkung verleiht und sie weit über bloßen Kantianismus hinaus verstärkt. Reale Bindung und absolute Freiheit gehen nicht nur zusammen, sondern treiben zuverlässig nicht allein die Vernunft, sondern ebenso sehr die Freiheitlichkeit der Verhältnisse voran: Damit scheint sich eine Art Magie der historischen Vermittlungen aufzutun, ein Jiu Jitsu des Fortschritts, eine Entdeckung der Langsamkeit einerseits, eine Autorisierung der grenzenlosen Freiheitsidee andererseits. *Mehr* verlangen, aber (zunächst) weniger tun. Freiheit geht in Wort und Denken voran, darf dafür aber maximal bemessen sein – um eben dadurch die Selbstentfaltung von Freiheit und Vernunft zu induzieren.

Aufklärung ist damit weder etwas, das man anordnen oder erzwingen kann, noch etwas Kausales, sondern allenfalls ein «Prozess» im damals modernsten, schon romantischen Wortsinn, nämlich wirksam in der Art der magisch anmutenden Transformationskräfte im Bereich von Physiologie und Chemie. Überhaupt fällt romantisches Vokabular in Kants Antwort auf die Frage nach der Aufklärung auf. Vom «Geist der Freiheit» sowie der «Freiheit des Geistes des Volks» ist dort die Rede wie vom Hang zu denken als – bald wird man sagen: «sich entwickelnden» – «Keim».

Auch wenn Moses Mendelssohn ebenfalls 1784 den deutschsprachigen

Begriff als einen klassifiziert, der «vor der Hand bloß zur Büchersprache» gehöre, ist die globale Wirkungsgeschichte der Termini «Aufklärung», «enlightenment», «lumières», «Illuminismo», «Ilustración» so überwältigend, dass sie sich nicht auf wenige Rezeptionslinien reduzieren lässt. Der durch Kant fast zum Ende der Epoche nochmals erneuerte Begriff hat alle europäischen Länder und Sprachen erfasst und trägt einen (bildungs)bürgerlichen Optimismus, der nicht nur Reformen, sondern auch der Französischen Revolution, deren Antriebe und Botschaften europäische sind, entgegensieht. Ähnliches gilt für die Lichtmetaphorik, die Idee der Illumination, die der Begriff in allen Sprachen transportiert und dabei auch modifiziert, denn Aufklärer *lassen* sich nicht lediglich erleuchten, sie bringen das Licht mit, richten es auf Gegenstände, vertreiben Dunkel und Zwielicht.

Kant allerdings vollendet den Aufklärungsdiskurs auf ganz eigene Weise, denn er hat Lichtmetaphern weitgehend ignoriert. Lediglich einmal ist in seiner Beantwortung der Frage beiläufig vom «Schatten» die Rede, den der Aufgeklärte nicht fürchte (AA 493). Ansonsten setzt der Text mit den Bildern vom «Gängelwagen» und den «Fußschellen» sowie der Rede davon, dass der Mensch «*mehr als Maschine*» sei, konsequent auf die Thematik der (Selbst-)Steuerung sowie auf das Problem des fehlenden Mutes. Mündigkeit ist nicht bloß Sache des Erkennens. Mündigsein heißt, sich zu fragen, wie eine Freiheit – die im Prinzip längst gegeben ist – praktischen Hindernissen und Bequemlichkeiten zum Trotz tatsächlich ergriffen werden kann. «Verwirklichung» der Freiheit wird die noch weitergehende Forderung mit Hegel und Marx bald heißen. Von hier aus ist der Schritt zur Frage danach, wie auch das *Ummögliche* zu verwirklichen wäre (die *Maxime* von Kulturrevolutionären und modernen Innovations-Technokratien), nicht mehr weit.

Die Aufklärung sei in einem bestimmten Sinne nichts anderes als «das Explizieren» einer in Echtzeit hergestellten «Beziehung zwischen dem Gelehrten (dem gebildeten Menschen, dem schreibenden Wissenschaftler) und dem Leser» – so hat der Wissens- und Machthistoriker Michel Foucault in einer 1983 gehaltenen Vorlesung am Collège de France, *Le gouvernement de soi et des autres*, seinem französischen Publikum die Radikalität des kantischen Textes erläutert. Kants Appell eignet eine raffinierte Temporalstruktur: Das *Sapere aude!* schließt die Souveränität eines «äußeren» Aufschiebenkönnens mit einer umso kompromissloseren Gegenwartsorientierung kurz, und dabei tut der Satz schon, was er sagt: Er stiftet in einem Hier und Jetzt die Freiheit, von der er spricht. Dabei ermächtigt er aber nicht sich selbst, sondern uns alle. Was positiv – revolutionär und sogar über Revolutionen hinaus – Grenzenlosigkeit setzt.

Literatur

- [Diderot, D'Alembert] *Encyclopédie ou Dictionnaire raisonné des sciences, des artes et des métiers* (1751–1780), Bd. 5, Paris 1755.
- Kant, Immanuel, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?, in: *Berlinische Monatsschrift*, 1784, H. 12, S. 481–494 (digitales Faksimile http://www.deutschestextarchiv.de/book/show/kant_aufklaerung_1784); AA VIII, S. 33–43; Werkausgabe (Hg. Wilhelm Weischedel) Bd. XI, Frankfurt a. M. 1977, S. 53–61 (Seitenangaben im Text nach AA).
- Mendelssohn, Moses, Über die Frage: was heißt aufklären?, in: *Berlinische Monatsschrift*, 1784, H. 4, S. 193–200 (digitales Faksimile http://www.deutschestextarchiv.de/book/show/mendelssohn_aufklaeren_1784) [S. 193].
- Foucault, Michel, *Le gouvernement de soi et des autres. Cours au Collège de France* (1982–83), Paris 2008; dt. *Die Regierung des Selbst und der anderen. Vorlesung am Collège de France 1982/83*, Frankfurt a. M. 2009 [S. 22].

1792

Beethoven erobert die Welt

Jan Caeyers

Als Ludwig van Beethoven am 29. März 1827 in Wien zu Grabe getragen wurde, waren schätzungsweise 20 000 Menschen in die Alservorstadt gekommen, um diesem besonderen Ereignis beizuwohnen. Zum Zeichen der Trauer waren die Schulen geschlossen, und die Polizei musste eingesetzt werden, um das Gedränge unter Kontrolle zu halten. Die gesellschaftliche, kulturelle, musikalische Elite der Stadt war anwesend, um dem verstorbenen Meister Ehre zu erweisen.

Anteilnahme und Emotionen galten einem Komponisten, dessen wichtigste Werke in den größten europäischen Städten gespielt wurden: Die Uraufführung der *Missa solennis* hatte 1824 in Sankt Petersburg stattgefunden, die 9. Sinfonie war bis Anfang des Jahres 1827 bereits in London, Frankfurt, Aachen, Leipzig und Berlin aufgeführt worden. Vielleicht war den Wienern gar das Gerücht zu Ohren gekommen, Beethoven habe einige Jahre zuvor einen interessanten Kompositionsauftrag aus Boston im fernen Amerika ausgeschlagen. Kurz und gut: Beethoven war zum Zeitpunkt seines Todes ein «weltberühmter» Komponist, und dessen war man sich in Wien vollkommen bewusst.

Beethovens internationale Ausstrahlung illustrieren sehr sinnfällig Zeitungsberichte, die in der ganzen Welt über seinen Tod erschienen – angesichts der Langsamkeit der damaligen Kommunikationsmittel höchst bemerkenswert! Andererseits sollte man nicht übersehen, dass dank des komplizierten Geflechts dynastischer Verbindungen Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts in Europa ein besonders intensiver Austausch von Menschen und Ideen stattfand. Der für Beethovens Karriere so entscheidende Ortswechsel von Bonn nach Wien im Jahr 1792 zum Beispiel stand unmittelbar damit in Zusammenhang, dass der Kölner Kurfürst Maximilian Franz der jüngste Bruder Kaiser Josephs II. war.

Mindestens ebenso bedeutsam für diesen Prozess kultureller Globalisierung war jedoch, dass die meisten europäischen Herrscher und andere hohe Adlige eine besondere Affinität zur Musik hatten. Die Liste der Kaiser und Könige, die Beethovens Musik kannten und schätzten, bei ihm Kompositionen bestellten

oder sogar seine Musik gespielt haben, ist lang: Zar Alexander I., die preußischen Könige Friedrich Wilhelm II. und III., König Friedrich August I. von Sachsen, Jérôme Bonaparte, König von Westphalen, König Karl XIV. Johann von Schweden alias Jean Baptiste Bernadotte, ganz zu schweigen von den Habsburgern, unter denen Erzherzog Rudolph durch sein ausgezeichnetes Klavierspiel und die hohe Qualität seiner Beethoven-Interpretationen herausragte. Noch mehr beeindruckt zweifellos die Liste der achtundzwanzig europäischen Herrscher und bekannten kulturellen Institutionen, denen Beethoven im Frühjahr 1823 brieflich die *Missa solennis* in autorisierten, handgeschriebenen Kopien zu dem relativ hohen Preis von fünfzig Dukaten «exklusiv» zur Subskription anbot. Er musste also Grund zu der Annahme gehabt haben, dass so gut wie alle europäischen Herrscher – von Russland bis Spanien und von London oder Stockholm bis zur Toskana und Neapel – für den Erwerb eines solchen Exemplars zu begeistern waren.

Trotz der unbestreitbar internationalen Verbreitung seiner Musik bleibt festzuhalten, dass Beethoven im Gegensatz zu Joseph Haydn und vor allem Wolfgang Amadeus Mozart kaum gereist ist. Nachdem er 1792 von seinem Geburtsort Bonn in die österreichische Hauptstadt übersiedelt war, hat Beethoven, abgesehen von zwei Konzertreisen in den Jahren 1796 und 1798, einigen Besuchen böhmischer Kurorte und kleineren Ausflügen nach Baden bei Wien, Mödling und anderen Orten in Niederösterreich, seine zweite Heimatstadt Wien nicht verlassen. Allerdings plante er im Laufe seines Lebens mehrmals, sich vorübergehend oder endgültig anderswo niederzulassen, wobei Enttäuschungen über die Schwierigkeiten, denen er in Wien begegnete – einmal sprach er von einem «stillstehenden Sumpf» –, immer ein wichtiges Motiv bildeten, manchmal gepaart mit einer gewissen Sympathie für modernere politische Verhältnisse in anderen Ländern.

Das beste Beispiel dafür bietet Beethovens Vorhaben, nach Paris zu gehen, das in den Jahren 1803 und 1804 sehr konkret wurde. Es war teils ideologisch, teils pragmatisch motiviert. Schon während seiner Jugend in Bonn wusste Beethoven, welcher politische Wind in Frankreich wehte, und fand Gefallen an den neuen Ideen über Mensch und Gesellschaft. Wie viele andere Zeitgenossen hegte er die Hoffnung, Napoleon Bonaparte könne die aus dem Ruder gelaufenen revolutionären Entwicklungen in die richtigen Bahnen lenken. Außerdem war er davon überzeugt, dass das Pariser Musikleben unvergleichlich dynamischer sei als jenes in Wien und dass ihm die französische Hauptstadt bessere Chancen für eine glänzende Karriere bieten werde. Es ist deshalb kein Zufall, dass er für seine erste Oper *Leonore* ein französisches Libretto wählte. Noch wichtiger war aber sein Plan, zwei Sinfonien zu komponieren – die Sinfonien in Es-Dur, die spätere 3. (*Eroica*), und in c-Moll, die spätere 5. Sinfonie –, die ihm als Visitenkarte für

Paris dienen und dort seinen Durchbruch herbeiführen sollten. Er ging noch einen Schritt weiter und versuchte, mit der 3. Sinfonie Napoleons Gunst zu erwerben, was ein heikles Unterfangen war, nicht zuletzt, weil der allseits bekannte Wiener Adlige Fürst Lobkowitz, einer seiner wichtigsten Mäzene, in nicht unerheblichem Maße die Arbeit an diesem Werk ermöglicht hatte. Schließlich fand Beethoven einen schlaun Kompromiss, indem er die Sinfonie Lobkowitz widmete, aber mit dem Namen Bonaparte betitelte. Bis er im Sommer 1804 davon absah, als er von Napoleons Selbstkrönung zum Kaiser erfuhr. Nicht verifizierbaren Berichten zufolge soll Beethoven darüber so in Zorn geraten sein, dass er das Titelblatt der Partitur zerriss. Diese berühmte Beethoven-Anekdote mag apokryph sein, spiegelt aber dennoch die Veränderung von Beethovens Einstellung zum französischen Herrscher, die dazu führte, dass er seine Paris-Pläne endgültig aufgab.

Einige Jahre später erhielt Beethoven von Jérôme Bonaparte, Napoleons jüngstem, zum König von Westphalen beförderten Bruder, das Angebot, Kapellmeister an dessen Kasseler Hof zu werden. Tatsächlich zog er kurz in Erwägung, in den Dienst dieses Satrapen zu treten; man darf aber vermuten, dass er das Angebot eher als Druckmittel eingesetzt hat, um seinen Status in Wien zu verbessern – was ihm übrigens *con brio* gelang: Am 1. März 1809 unterschrieb Beethoven einen Vertrag mit drei Wiener Adligen, der ihn in die Lage versetzen sollte, als freier Künstler von seiner Musik zu leben.

Die Wirklichkeit sah allerdings anders aus, was zum Teil an der allgemeinen Misere der österreichischen Wirtschaft lag, zum Teil auch am dekadenten, verschwenderischen Lebensstil von zweien dieser drei Mäzene, die ihren freiwillig eingegangenen Verpflichtungen gegenüber Beethoven nicht oder kaum nachkommen konnten. So sah Beethoven sich gezwungen, den Blick erneut über die Grenzen zu richten, besonders in Richtung England. Das Bild, das er sich von der britischen Hauptstadt und den dortigen Möglichkeiten machte, hatte geradezu mythische Dimensionen angenommen. Diese Erwartungen waren in nicht geringem Maße bereits von seinem Lehrer Haydn geweckt worden, der Beethoven während dessen ersten Wiener Jahren von der Dynamik des Londoner Konzertlebens vorgeschwärmt hatte – und von den Reichtümern, die ein begabter Musiker dort erwerben könne. Beethovens Begeisterung war teilweise auch politisch motiviert, spätestens, als seine ursprüngliche Frankomanie verflog. Jedenfalls ließ er keine Gelegenheit ungenutzt, englischen Besuchern zu erklären, wie sehr er ihr demokratisches Modell der muffigen habsburgischen Monarchie vorziehe.

Dass seine Musik in Großbritannien so rasch großen Anklang fand, mag ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Zahlreiche seiner Kompositionen erschienen dort im Druck, weshalb die Briten fast alle Werke mit Opuszahl hören oder spie-

len konnten. Vor allem aber der überwältigende Erfolg von *Wellingtons Sieg* – man könnte geradezu von einem Hype sprechen – begründete Beethovens außergewöhnliche Popularität auf den Britischen Inseln. Das ist verständlich, beschreibt doch dieses Orchesterstück mit musikalischen Mitteln, wie die britische Armee unter dem Oberbefehl Arthur Wellesleys, des späteren Herzogs von Wellington, in der Schlacht beim baskischen Vitoria im Juni 1813 den Truppen Napoleons eine demütigende Niederlage zufügt, die nicht unwesentlich zum Sturz des französischen Kaisers beigetragen hat. Das Gelegenheitswerk bietet nicht nur eine klangmalerisch-plastische Schilderung der eigentlichen Schlacht, wobei Beethoven die britischen Truppen zu «Rule Britannia» aufmarschieren lässt, sondern endet noch dazu mit dem «God Save the King», einem Ehrenerweis für die britische Monarchie. *Wellingtons Sieg* wurde in England zum Hit, und Beethoven wurde «hot». So beschloss die Philharmonic Society im Juni 1817, bei dem Wiener Meister zwei Sinfonien zu bestellen. Beethoven sollte nach London kommen, um persönlich die Uraufführung der beiden neuen Werke zu dirigieren, ein Plan, der Beethoven begeisterte, weil er die Chance witterte, sich in der britischen Hauptstadt niederzulassen. Dass es dazu nicht gekommen ist, hat zahlreiche Gründe, teils private (Beethovens Probleme mit seinem Neffen Karl), teils praktische (die verschlimmerte Schwerhörigkeit, die das Reisen erheblich schwieriger machte), teils finanzielle (Beethoven erhöhte ständig seine Honorarforderungen). Der wichtigste Grund war jedoch, dass ihm die Suche nach einem angemessenen musikalischen Konzept für die beiden Sinfonien erhebliche Schwierigkeiten bereitete. Am Ende brauchte er fast sieben Jahre, um (nur) eine Sinfonie zu schreiben und die Lösung für sein kompositorisches Problem zu finden: Im letzten Satz der Sinfonie lässt er vier Solisten und einen Chor Schillers *Ode an die Freude* singen. Das war mehr als eine künstlerische Entscheidung, die das hartnäckige Problem eines würdigen Finales für ein sinfonisches Werk lösen sollte, es war eine Friedensbotschaft für die Menschheit, einige Jahre nachdem der Wiener Kongress Jahrzehnte des Krieges in Europa beendet hatte.

Diese Friedensbotschaft ist es, die Beethovens 9. Sinfonie auf der ganzen Welt so ungeheuer populär gemacht hat, und unzählige Politiker haben das Meisterwerk für ihre eigenen Zwecke benutzt, zur Rechtfertigung nicht immer besonders edler Ideologien. Auf diese Weise wurde «die Neunte» zu einem ikonischen Stück und Beethoven zu einem Kultkomponisten. Doch wie immer bei Mythen und Hypes lauern auch hier Missverständnisse. Das breite Publikum identifiziert Beethovens 9. Sinfonie mit der Europahymne und den Ideen von Universalität, Frieden und Solidarität, die man damit verbindet. Allerdings wurden zwei entscheidende Eingriffe vorgenommen, nachdem das Ministerkomitee des Europarates am 19. Januar 1972 beschlossen hatte, das Hauptthema des Finalsatzes der 9. Sinfonie zur Europahymne zu machen: Man entschied sich gegen

eine Chorfassung mit Schillers Ode und für eine rein instrumentale Version, weil es ein gutes Vierteljahrhundert nach dem Zweiten Weltkrieg zu heikel war, einen vom deutschen Nationalismus inspirierten Text zu verwenden. Außerdem wurde der Dirigent Herbert von Karajan beauftragt, drei instrumentale Arrangements anzufertigen: eines für Soloklavier, eines für Bläserensemble und eines für Sinfonieorchester, um das Stück praktisch verwendbar zu machen. Es wurde erheblich gekürzt, neu instrumentiert und verkitscht – nicht weniger als ein Verrat an einem Werk, dessen wahre Bedeutung nicht in der Wahl des Themas, sondern in seiner kunstvollen Architektur liegt.

Und so endet diese Geschichte mit einem schmerzlichen Paradox: Beethoven ist zweifellos der bekannteste, gleichzeitig aber auch der am meisten missverstandene klassische Komponist überhaupt.

Aus dem Niederländischen von Andreas Ecke

Literatur

Caeyers, Jan, Beethoven. Der einsame Revolutionär, München 2020.

Lockwood, Lewis, Beethoven. Seine Musik. Sein Leben, Stuttgart 2012.

1869

Neuschwanstein – Ein globales Architekturereignis

Christine Tauber

In seinem berühmten Brief vom 13. Mai 1868 schrieb König Ludwig II. von Bayern an Richard Wagner: «Ich habe die Absicht, die alte Burgruine Hohenschwangau bei der Pöllatschlucht neu aufbauen zu lassen im echten Styl der alten deutschen Ritterburgen, und muß Ihnen gestehen, daß ich mich sehr darauf freue, dort einst (in 3 Jahren) zu hausen; mehrere Gastzimmer, von wo man eine herrliche Aussicht genießt auf den hehren Säuling, die Gebirge Tyrols und weithin in die Ebene, sollen wohnlich und anheimelnd dort eingerichtet werden; Sie kennen Ihn, den angebeteten Gast, den ich dort beherbergen möchte; der Punkt ist einer der schönsten, die zu finden sind, heilig und unnahbar, ein würdiger Tempel für den göttlichen Freund, durch den einzig Heil und wahrer Segen der Welt erblühte. Auch Reminiscenzen (...) aus Lohengrin (...) werden Sie dort finden. In jeder Beziehung schöner und wohnlicher wird diese Burg werden als das untere Hohenschwangau, das jährlich durch die Prosa meiner Mutter entweiht wird; sie werden sich rächen, die entweihten Götter, und oben weilen bei Uns auf steiler Höh', umweht von Himmelsluft.» Sämtliche für den Schlossbau als globales Architekturereignis zentralen Motive sind hier versammelt: Zum einen bezieht sich der König auf den hl. Gral aus Wagners Opernwelt, zum anderen evoziert er den erhabenen Ausblick in die umgebende Alpenlandschaft, schließlich deutet sich bereits die Tendenz zur gänzlichen Entrückung in einen gottgeweihten «Tempel» an, in dem nur noch ein einziger würdiger Bewohner Platz haben sollte: der absolute Monarch und göttlich legitimierte Herrscher. Denn bei Baubeginn des Neuen Schloss Hohenschwangau im September 1869 war der Bruch mit Wagner bereits vollzogen.

Neuschwanstein war kein Märchenschloss und Ludwig II. kein Märchenkönig. Er gehörte vielmehr zur Riege der tragischen Herrscher des 19. Jahrhunderts, die an der unzeitgemäßen Aufgabe scheiterten, in Zeiten der fortschreitenden Konstitutionalisierung, Demokratisierung und Globalisierung monarchisch regieren zu müssen. Kompensatorisch zur politischen Realität

schuf er sich utopische Fluchträume, in denen sich ein sukzessives, geradezu ins Unmäßige gesteigertes Majestätsbewusstsein darstellt. Die Utopien Ludwigs II. sind Entrückungshoffnungen aus einer sich politisch modernisierenden und zunehmend dynamisierenden Umwelt, sie münden notwendig in die absolute elitäre Vereinzelung. Der ritterliche Geist in seiner «Ritterburg» war für Ludwigs Herrschaftsverständnis zentral. Was machte das besondere identifikatorische Potential des Rittertums in seiner Sonderform des Gralsrittertums aus? Zum einen handelt es sich um einen hierarchisch strukturierten Männerbund, der sich in absoluter Unterordnung unter das göttlich auferlegte Prinzip der Menschheitsbeglückung konstituiert hat. Zum anderen kultiviert dieser kleinste Kreis das Selbstbewusstsein, göttlich auserwählt und über die breite Masse erhaben zu sein. Der Gralskönig als Anführer dieses Treuebundes ist ein souveräner Gesetzgeber, der Regeln für das Zusammenleben seiner sozialen Gemeinschaft autonom bestimmt.

Der Bau von Neuschwanstein war primär von der Idee geleitet, die Gralsburg wiedererstehen zu lassen. Das der Profanität der Welt entrobene und mit sakraler Semantik aufgeladene Königsschloss in exponierter Höhenlage rekurriert auf verschiedene architektonische Vorbilder, die geographisch denkbar global gewählt sind: auf das durch Eugène-Emmanuel Viollet-le-Duc renovierte Schloss Pierrefonds; auf die Wartburg, die über Eisenach auf einem Felssporn thront; aber auch auf die Bebauung des Pfingstbergs bei Potsdam durch den preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm (IV.) mit ihrem Belvedere. Vor allem aber greift der königliche Bauherr Utopie gebliebene Entwürfe auf wie Schinkels Projekt für einen Palast Ottos von Wittelsbach in Athen, den Onkel Ludwigs II., seit dem 1. Juni 1835 König von Gottes Gnaden auf dem griechischen Thron. Schon 1834 lieferte Karl Friedrich Schinkel Entwürfe für eine Wittelsbacher Residenz an exponiertestem Ort – auf der Akropolis. Die geplante Residenz sollte als «erhabene Luftinsel» ein monadisches und architektonisch vor allem nach Innen ausgerichtetes Monument bilden. Auch Schinkels nie ausgeführte Entwürfe für Orianda, eine für die russische Zarin Alexandra Feodorowna, Gattin Nikolaus' I., geplante Sommerresidenz auf der Krim, mögen im Hinblick auf eine solch elitär-isolierte Höhenlage als Vorbild für Neuschwanstein gedient haben.

Ludwig war globales Reisen aufgrund der Verpflichtungen seines Königsamtes verwehrt. In einem Brief vom 4. Mai 1867 beklagte er das Leid seiner Unbeweglichkeit: «es ist hart, Alle so schöne, weite Reisen machen zu sehen u. nicht fort zu können, ich muß mich begnügen mit Jerusalem im Nathan, mit Neapel in d. Stummen [von Portici], mit Tannhäusers Erzählung seiner Pilgerfahrt nach Rom.» Allein auf den Schwingen einer durch die Lektüre von Reiseberichten und historischen Romanen stimulierten Phantasietätigkeit kann der Gralskönig im Alpenland Reisen in ferne Länder und Zeiten unternehmen. Einzig die Ima-

gination ist in der Lage, den zeitlichen und räumlichen Abstand zu überbrücken. Ein solcher Sehnsuchtsort der Entrückung waren im 19. Jahrhundert die Königspaläste der Nasriden auf der Alhambra in Granada: Hoch über die Stadt erhoben, thronen sie majestätisch vor der überwältigenden Kulisse der schneebedeckten Gebirgskette der Sierra Nevada – ein idealer Ort für Projektionen wahrhaft erhöhter Zustände abgehobenen Monarchseins. Von dort bieten sich – wie von Neuschwanstein aus – dramatisch-pittoreske Aus- und Einblicke in ein wildromantisches Bergpanorama oder in eine begrünte Weite. Mit Neuschwanstein sollte diese vorbildliche Lage durch einen veritablen Adlerhorst übertrumpft werden.

Die Gralsburg zeichnet sich durch Symmetrisierung und Zentralisierung aus. Diese Zentrierung auf einen Herrschaftsmittelpunkt lässt sich in Neuschwanstein zwar nicht im Grundriss ablesen, aber im Verlauf der wechselvollen Planungsphasen und im Fortschreiten des Baues findet man eine zunehmende Fokussierung auf den zentral im Schloss gelegenen Thronsaal. Die von Ludwig entworfenen Bauten sind generell primär als Innenräume konzipiert. Diese Konzentration auf das Innere hängt sicherlich damit zusammen, dass sich dem König früh Innen und Außen als per se inkongruente Kategorien präsentierten, er den Selbstanspruch seiner Innenwelt als inkompatibel mit der politischen Außenwelt empfand. Der Außenbau bildet nur einen Schutzwall für den Innenraum, der vor der anbrandenden Globalisierung geschützt werden muss. Diese unzeitgemäße elitäre Utopie bedarf einer unangreifbaren Legitimation, die Ludwig im Christentum als global wirksamer Universalmacht fand, weit über jeder staatstheoretischen Begründung angesiedelt und diese außer Kraft setzend. Der Thronsaal wird zum Allerheiligsten für Ludwigs monarchisches Prinzip ausgebaut und mit gemalten Königsvorbildern ausgestattet. Diese rekrutieren sich aus den Hoch-Zeiten des sakralen und sakrosankten byzantinischen und hochmittelalterlichen Königtums: Im Thronsaal von Neuschwanstein scheint die Tafelrunde der Gralsritter substituiert durch das Halbrund der «heiligen Könige» auf Goldmosaikgrund, das den im Zentralpunkt des Raumes Thronenden umfassen sollte. Der heilige Körper des Königs hätte in diesem Sakralraum seinen angemessenen Platz unter dem nie ausgeführten, tabernakelartig geplanten Thronbaldachin finden sollen. Er wäre damit als Stellvertreter Christi an die Stelle des Allerheiligsten, der Hostie, getreten und hätte zugleich den Gral ersetzt.

Der aus der Konstitutionalisierung der bayerischen Monarchie resultierenden Gewaltenteilung verweigerte sich Ludwig ostentativ: «In einer Monarchie, wie sie sein muß, soll alles wie die Strahlen der Sonne vom Monarchen ausgehen, und auf Ihn sich zurückbeziehen. Er soll das Haupt, die Seele, mithin der eigentliche Lebensnerv des Staates sein. Er hat seine Krone von Gott und muß in seinem Handeln ganz uneingeschränkt sein. Ihm soll nicht bloß die exekutive

Gewalt, sondern auch die legislative zukommen.» Die bayerische Verfassungsurkunde von 1818 schränkte den König als Gesetzgeber ein. Im utopischen Niemandsland absoluter Herrschaft des Thronsaals dagegen, in dem allein die von seinem Erbauer erlassenen Gesetze gelten, ist jede konstitutionelle Einschränkung seiner legislativen Macht suspendiert. In seinem verschärften Konzept monarchischen Regierens ist der souveräne Alleinherrscher *a legibus solutus*, da er die Exekution derselben ebenso in der Hand hält wie die richterliche Obergewalt, die über deren strikte Umsetzung wacht.

Im Bildprogramm des Thronsaals erhob er sich zudem zum obersten Richter über die Lebenden und die Toten. Von seinem Thronessel aus hätte Ludwig als globaler und absoluter Herrscher wie Christus über Himmel und Erde regiert – beide Sphären sind symbolisch anwesend in der gestirnten Decke der zentralen Kuppel sowie in dem darunter liegenden Tier- und Pflanzenmosaik. Gott scheint die Insignien der Macht durch seine Missionäre direkt nach unten durchzureichen: Engel in den Kuppelzwickeln halten ostentativ die Herrschaftszeichen – Schwert, Reichsapfel, Szepter und Krone – empor, die damit zu den weithin sichtbaren *signa* der göttlich legitimierten Macht werden. Die Ikonographie der Apsis-Ausstattung spielt explizit auf das Jüngste Gericht an: Dort thront Christus in der Engelsglorie auf dem Regenbogen. Der unter ihm thronende Herrscher wäre zu seinem *Double* geworden. Das Halbrund der sieben «hl. Könige» unter der Apsiskalotte verstärkt die Gefolgschaft Christi wie die des Königs. Im Kunstreich seines Thronsaals darf Ludwig endlich absoluter Herrscher sein; hier kann er seine monarchischen Omnipotenzphantasien ungehemmt ausleben, denn es gibt keine Zeugen für dieses globale Herrschaftsspektakel.

Literatur

- Botzenhart, Christof, «Ein Schattenkönig ohne Macht will ich nicht sein». Die Regierungstätigkeit König Ludwigs II. von Bayern, München 2004.
- Petzet, Michael, Die Gralswelt König Ludwigs II. Neuschwanstein als Gralsburg und die Idee des Gralstempels, in: Reinhold Baumstark/Michael Koch (Hg.), Der Gral. Artusromantik in der Kunst des 19. Jahrhunderts, Köln 1995, S. 63–86.
- Spangenberg, Marcus, Der Thronsaal von Schloß Neuschwanstein. König Ludwig II. und sein Verständnis vom Gottesgnadentum, Regensburg 1999.
- Tauber, Christine, Ludwig II. Das phantastische Leben des Königs von Bayern, München 2013.
- Traeger, Jörg, Schlösser für einen Ausgeschlossenen. Über Neuschwanstein und Herrenchiemsee, in: Karl Möseneder/Andreas Prater (Hg.), Aufsätze zur Kunstgeschichte. Festschrift für Hermann Bauer zum 60. Geburtstag, Hildesheim u. a. 1991, S. 339–350.

1910

100. Geburtstag des Oktoberfests – Die Welt zu Gast in Deutschland

Bernhard Löffler

«Während früher staunend man den zahmen / ‹Wilden Häuptling› aus Haidhausen sah, / Sind jetzt ganze Völkerkarawanen / Bis vom fernsten Hinterindien da.» Was Hermann Roth in seiner «Oktoberfest-Jubiläums-Jubelhymne» 1910 ironisch fasste, kann gut die Spannweite unseres Themas andeuten. Es geht um unterschiedliche Präsenzen des Globalen im Lokalen, aber immer auch um verschiedene Wahrnehmungsoptionen, die von Weltoffenheit über Selbstbestätigung bis zur Stereotypisierung des Anderen und Fremden reichen.

Beim hundertjährigen Oktoberfest 1910 blieb nichts dem Zufall überlassen. Aufwendig wurde es von Festausschüssen vorbereitet, denn jedem war klar: Das Oktoberfest war ein Fremdenverkehrsmotor und Exportschlager ersten Ranges. Entsprechend professionell wurde es beworben: in Festzeitungen und auf Plakaten, mit Gedenkmünzen, Postkarten und gleich drei Festschriften, verfasst vom Stadtarchivar Ernst von Destouches, in vielen Reiseführern vom Murray bis zum Baedeker. Schon seit 1900 gab es auf der Wiesn ein eigenes Postamt, das die Außenbeziehungen der Gäste technisch sicherstellte und 1910 mehrere 10 000 Karten, 200 000 Briefsendungen, 1000 Telegramme und 17 000 Telefonate abwickelte. Destouches vermerkte, der «Ansichtskartensport» mit 120 Motiven sei «ganz besonders auf seine Rechnung gelangt». Überdies berichtete er von «weit mehr als einer Million frohgestimmter» Besucher, darunter «Hunderttausende von Fremden». Die Zimmer, so die Warnungen der Reiseführer, seien überteuert, Gasthäuser «gräßlich» überfüllt, es herrsche Ausnahmezustand. Der Großteil der Gäste kam freilich aus dem Umland, Scharen von oberbayerischen Bauern auf Stadtausflug und meist auf der Suche nach dem flüssigen Genussstoff, der alle anziehe wie der Duft «eines frischen Kleefeldes die Bienen».

Überhaupt erscheint das Profil des Oktoberfests weniger international, denn nationalbayerisch. Das Gründungsziel bezweckte ein Fest, bei dem «bayerische Nationalidentität» gestiftet, die Bedeutung der Wittelsbacher betont und die Leistungen der Hauptstadt dargestellt werden sollten. Dieser Charakter findet

sich auch noch 1910, ja gerade im Jubiläumsjahr sollte der «Bund gegenseitiger Liebe und Treue zwischen dem schönen Bayernlande, seinem Herrscherhause und seiner Königsstadt» bekräftigt werden.

Dennoch gibt es neben den Touristenströmen manche Faktoren von Inter- und Transnationalität. So bot das Fest eine ideale Plattform für die bayerische Bierindustrie mit ihren Außenhandelsambitionen. Untergärige Lagerbiere «Münchener Art» wurden zum symbolträchtigen Exportartikel. Allein die Löwenbrauerei produzierte rund ein Zehntel des gesamten Bierexports des Deutschen Reiches, war nach Beck und Pilsener die drittgrößte Exportmarke, weit vor Heineken oder Carlsberg. Dank besserer Kühltechniken und Transportmöglichkeiten, aber auch des gezielten Markenbrandings (etwa auf Weltausstellungen) gingen die Lieferungen bis nach New York, Buenos Aires und Jakarta. Auch das Fest selbst wurde exportiert: Im brasilianischen Porto Alegre etwa fand 1910 ein eigenes Oktoberfest statt, ein Trend, der bis heute anhält.

Von Anfang an waren Pferderennen Höhepunkte des Festprogramms, zugleich sind sie Zeichen eines transnationalen Ideenaustauschs. Zu jedem Oktoberfest wurden mehrere Rennen ausgetragen, 1910 waren es vier Rennen auf einer 2150 Meter langen Bahn um den Festplatz: das Hauptrennen als Galopprennen ohne Hindernisse, ein Internationales Trabreiten und zwei weitere Trabrennen mit Sulky. Der übernationale Einfluss und zumal das englische Vorbild mit der Tradition exklusiver Pferdezucht, Jockey-Clubs und eingeführten Rennklassikern sind nicht zu verkennen. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts wurde nicht selten auf teure, aus England importierte Spezialpferde zurückgegriffen; die Pferdehalter wandelten sich von hobbyreitenden Großbürgern zu modernen Rennunternehmern; auch die Rennbuben entwickelten sich zu professionalisierten Jockeys mit farbigen Blousons, Kappen, weißledernen Hosen und Stulpstiefeln – auch das weitgehend nach britischer Manier. Der Transfer von Rennmode und Rennpferden war so erfolgreich, dass man sich sogar bald Regulierungen überlegen musste, um die einheimischen Pferde zum Zuge kommen zu lassen. Seit den 1820er Jahren waren daher ausländische Pferde vom Hauptrennen ausgeschlossen und auf das Internationale Spezialrennen verwiesen.

Das Oktoberfest von 1910 beherbergte auf einer Gesamtfläche von 83 000 Quadratmetern insgesamt 192 Wirts- und Schaubuden sowie ca. 450 fliegende Stände, Bierhallen, Schaustellereien, darunter diverse Karussells, acht Menagerien, 18 Museen und Panoptiken, je fünf Kinematographen und Photoateliers, sechs Varietés. Manches davon verbreitete einen Hauch von Fremdheit und Exotik. So finden wir etwa eine Verkaufsbude «Cocos Nüsse Ananas Bananen» mit Erzeugnissen aus den afrikanischen Kolonien oder eine von der Handelsfirma «The Continental Bodega Company» betriebene Weinhalle mit spanischen und portugiesischen Weinen und einem orientalischen Fassadenstil.

Am spektakulärsten aber waren sicher die sogenannten Völkerschauen. Es handelt sich dabei um Inszenierungen mit lebenden Menschen und Tieren, Eingeborenenmodellldörfern, Zirkusdarstellungen oder «freak shows», die weit über München hinaus verbreitet waren. Zwischen 1870 und 1940 zählt man in Deutschland mehr als 300 solcher Menschengruppen aus aller Welt, die an unterschiedlichen Standorten täglich bis zu 60 000 Besucher anlockten. Auf dem Oktoberfest gab es beispielsweise schon 1876 Lappländer Polarmenschen, 1879 «Hagenbeck's Nubierkarawane» oder 1903 ein afrikanisches «Aschanti-Dorf» mit Hammelschlachtung; später folgte etwa die «Völkerschau der aussterbenden Lippen-Negerinnen vom Stamme der Sara-Kaba» (1930).

Im Jubiläumsjahr war eine Völkerschau mit «Eingeborenen unserer Kolonie Samoa unter Führung des Häuptlings Fürst Tamasese» die Sensation. In einem weitläufigen Areal konnten dort gegen Eintrittsgeld 26 Samoaner bestaunt werden, die in einem Dorf in tropischer Landschaft «lebten», mit kleinem See, in dem «Originalkanus» präsentiert wurden, und künstlichem Wasserfall «vom hohen Felsen Papasea»; die Männer führten Tauchkünste und Ringkämpfe vor, die «Dorfjungfrauen» Tänze in Baströckchen, dazwischen wurden «auf glühenden Steinen» Schweine nach samoanischem Rezept gebraten. Ein Oktoberfestführer empfahl den Besuch der «Völkertruppe» jedermann, wegen der «schön gebauten Männer und Frauen und der allerliebsten Kleinen». Tatsächlich war das Samoanerndorf ein Publikumsrenner. Auch Prinzregent Luitpold und sein Sohn Ludwig fanden sich unter den Zuschauern. «Der Regent ließ sich den Fürsten Tamasese samt Gemahlin vorstellen und folgte mit Interesse allen Programm-Nummern. Von Tamasese nahm er eine samoanische Königsmatte und einen Fächer entgegen. Auch die Tätowierung der Samoaner ließ sich der Regent erläutern und verlieh dem Fürstenpaar die Jubiläumsmedaille».

Seit 1901 war der wichtigste Organisator dieser Münchner Schauen Carl Gabriel. Er hatte von seinem Vater ein Geschäft mit Wachsfigurenkabinetten übernommen und im Münchner Zentrum unter anderem das «Internationale Handels-Panoptikum» mit ca. 2000 Schauobjekten betrieben und war ferner seit 1896 auch im Bereich der Kinematographen (Filmvorführungen) tätig. Seine Völkerschauen ließ er sich in der Regel von auswärtigen Unternehmern wie Carl Hagenbeck in Hamburg oder den Brüdern Marquardt zusammenstellen.

Es ist offensichtlich, wie ambivalent solche Präsentationen waren und wie kompliziert sie in das Thema «die Welt zu Gast in München» einzufügen sind. Die Schauen besaßen immer mehrere Funktionen. So dienten sie als Instrumente der Selbstdefinition durch Abgrenzung, durchaus mit rassischem oder kolonialistischem Grundtenor, dem Anspruch kultivierender Zählung von Wilden und der Betonung klischeeartiger Differenzmerkmale. Zugleich appellierten sie aber auch an die Anziehungskraft faszinierender Fremdheit, weckten Interesse am An-

deren, regten die Phantasie an. Schließlich waren sie Teil einer neuen Unterhaltungsindustrie mit kommerziellen Konsumabsichten in der Großstadtesellschaft, die jedes und alles verkaufte, zumal wenn es sich in spektakulären Bildern einfangen ließ. Auch 1910 wird der Aspekt reiner Kommerzialisierung greifbar, wenn Gabriel gegenüber der Stadtverwaltung klagt, 50 000 Mark hätten ihn die Samoaner gekostet, er empfinde es daher als Unverschämtheit, dass auch eine «Eskimo»-Truppe auf dem Fest gastiere.

Die Völkerschauen waren zumeist eingebettet in andere Kuriositätenshauen, die die Sensationsgier befriedigten. Oskar Maria Graf schrieb aus eigenem Erleben zum Oktoberfest 1908 über das bunte Treiben von «Smokingmenschen, riesigen Negern und weiß verhüllten Damen», der hypnotisierenden «Miß Wahago» und «Herrn Bimbo, einem wahren Urwaldriesen». Die Samoaner standen in einer Reihe mit Abnormitäten, der Frau ohne Unterleib oder der Pantherdame Usamba-Wamba, mit Fischverkauf und Ochsenbraterei, mit Varietés und Viehausstellungen vom säugenden Elefantensbaby bis zum heiligen Stier von Benares. Die Übergänge waren irritierend fließend, in einem Atemzug mit den Samoanern nannten die Werbebroschüren «Malferteiners zoologischen Garten».

Allerdings ließ sich das auch kritisch-ironisch brechen: Eine Karikatur aus den «Fliegenden Blättern» von 1885 verkehrte mit «Hagenbecks oberbayerischer Karawane in Nubien» die Welt. In dem Bild waren es nun plötzlich die bayerischen Trachtler, Biertrinker und Zitherspieler, die eingesperrt waren und begafft wurden von Eintritt zahlenden Schwarzen – Bildunterschrift: «Man führt uns in neuerer Zeit fremde Völker zum Studium vor. Müsste es nicht von ungemein bildendem Einfluß auf die Wilden sein, die civilisirten Völker in der gleichen Weise kennen zu lernen?» Und auch der amerikanische Schriftsteller Thomas Wolfe hielt dem Oktoberfest in den 1930er Jahren den ethnologischen Spiegel vor: Auf der Theresienwiese lasse sich perfekt der typische bayerische Menschenschlag studieren, zumal in der Variante der «mountaineers» und «brawny men and women». «These peasants had the perfect flesh and the sound teeth of animals. Their smooth, round faces wore only the markings of the sun and the wind: they were unworn by the thought and pain that waste away man's strength.» Zu sich selbst fänden diese Menschen mit zunehmendem Bierkonsum, Blasmusik und Bierzeltschunkeln, bei dem die Beteiligten «lost themselves and became a part of the great beast around them».

Literatur

- Dering, Florian (Hg.), Das Oktoberfest. 175 Jahre bayerischer National-Rausch, München 1985.
- Destouches, Ernst von, Das Münchener Oktoberfest (Zentral-Landwirtschafts-Fest) 1810–1910. Gedenkbuch zur Hundertjahrfeier unter Mitwirkung bayerischer Schriftsteller, München 1910.
- Dreesbach, Anne/Helmut Zedelmaier (Hg.), «Gleich hinterm Hofbräuhaus waschechte Amazonen». Exotik in München um 1900, München u. a. 2003.
- Maigler, Peter (Hg.), Oktoberfest! Ein literarischer Wiesnbummel, Frankfurt a. M. u. a. 2008.

1911

Der Blaue Reiter – Inspiration und Rezeption

Cathrin Klingsöhr-Leroy

Am 8. August 1913 schickte Robert Delaunay aus Paris eine Postkarte an Franz Marc in Sindelsdorf, die er in Buntstift mit einer abstrakten, futuristisch anmutenden Komposition illustriert hatte. In der Mitte ein Aufkleber mit der Aufschrift «Erster Deutscher Herbstsalon – Berlin – November 1913», im Uhrzeigersinn darum angeordnet die Städtenamen: «Sindelsdorf, Paris – la tour, Berlin, New York, Moscou», dann: «stop!»

Der kleine oberbayerische Ort Sindelsdorf wurde auf dieser Postkarte zum Ausgangsort einer Reise zu den Kunstorten der Welt, eine Bedeutung, die ihm nur als Geburtsstätte des Almanachs *Der Blaue Reiter* zukommen konnte, dessen Herausgeber, Wassily Kandinsky und Franz Marc, im Alpenvorland, zwei Eisenbahnstunden von München, lebten. Robert Delaunay, der weder München noch Sindelsdorf kannte, mag seine Darstellung mit einem Schuss Ironie versehen haben. Durch die erste Ausstellung der «Redaktion des Blauen Reiters», die ab Dezember 1911 in der Modernen Galerie Thannhauser in München mit Werken Delaunays gezeigt wurde, hatte er die unter diesem Namen zusammengefassten Künstler jedoch als Vertreter der deutschen Avantgarde kennengelernt. Ihre Bedeutung wurde anlässlich der dritten Station der Münchner Ausstellung in Berlin, die am 12. März 1912 in Herwarth Waldens Galerie «Der Sturm» eröffnet wurde, unterstrichen. Zwar war auch hier, wie zuvor im Kölner Gereonsclub, der zweiten Station, die Pressereaktion verhalten und die wenigen Äußerungen über die Bilder der «Überexpressionisten» hatten, einen aggressiven Ton, aber es war klar, dass Herwarth Walden mit dieser ersten Ausstellung in seiner aus der Zeitschrift *Der Sturm* hervorgegangenen Galerie zu einem «europaweit wirkenden Zentrum der modernen Kunstentwicklung» werden sollte.

Während Robert Delaunay über den «Blauen Reiter» und dessen engagierten Galeristen Herwarth Walden Kontakt zu deutschen Sammlern und Künstlern fand und breit rezipiert wurde, galt dies nicht im umgekehrten Sinn. Weder «Der Blaue Reiter» als Gruppe noch die einzelnen Künstler fanden in Paris und Frank-

reich ein Echo. Die folgenden Stationen der Ausstellungstournee lagen mit Bremen, Hagen, Frankfurt und Hamburg im Norden und Osten Deutschlands und führten anschließend nach Budapest, Oslo, Helsinki, Trondheim und Göteborg.

Obwohl Franz Marc die Malerei Delaunays rezipierte und die kristalline farbige Struktur Delaunays in seinen Gemälden übernahm, teilte er dessen theoretische Konzepte nicht. Der französischen, *impressionistischen* Sicht auf die Welt stellte Marc ein *inneres Empfinden* der Dinge entgegen. Diese Innerlichkeit oder spirituelle Energie wurde nicht nur von den Künstlern, die dem «Blauen Reiter» nahestanden, als alle verbindendes, entscheidendes Element der Malerei wahrgenommen, auch die kontroverse Diskussion im Kunstbetrieb und in der Presse hob dies hervor: «Sie wollen nicht den unmittelbaren Sinneseindruck wiedergeben, sondern suchen das innere Empfinden, welches irgendein persönliches Empfinden in ihnen zurückgelassen hat, in charakteristische Form gepreßt zum Ausdruck zu bringen (...).» Auf dieser Basis fußte die «Mannigfaltigkeit der Kunstäußerungen» und die Auswahl der Künstler, deren Werke in der ersten Ausstellung der «Redaktion des Blauen Reiters» bei der Eröffnung in München am 19. Dezember 1911 präsentiert wurden: Albert Bloch, David Burljuk, Wladimir Burljuk, Heinrich Campendonk, Robert Delaunay, Elisabeth Epstein, Eugen Kahler, Wassily Kandinsky, August Macke, Franz Marc, Gabriele Münter, Jean-Bloé Niestlé, Arnold Schönberg. In der «Zweiten Ausstellung der Redaktion des Blauen Reiters, Schwarz-Weiß», die sich auf graphische Werke beschränkte und die vom 12. Februar bis zum 18. März 1912 in den Räumen des Münchner Kunsthändlers Hans Goltz gezeigt wurde, kamen Hans Arp, Georges Braque, André Derain, Maria Franck-Marc, Roger de la Fresnaye, Wilhelm Gimmi, Natalja Gontscharowa, Erich Heckel, Walter Helbig, Ernst Ludwig Kirchner, Paul Klee, Alfred Kubin, Michail Larionow, Robert Lotrion, Oscar Lüthy, Kasimir Malewitsch, Moritz Melzer, Wilhelm Morgner, Otto Mueller, Emil Nolde, Max Pechstein, Pablo Picasso, Georg Tappert, Paul Vera und Maurice de Vlaminck dazu. Kandinsky schrieb im Katalog der Münchner Ausstellung, der die anschließende Tournee begleitete: «(...) man fühlt eine künstlerische Spannung über ganz Europa – überall winken neue Künstler sich zu: ein Blick, ein Händedruck genügt, um sich zu verstehen.»

Diese europäische, über jede stilistische Einordnung der Künstler hinausgehende Vision wurde im Almanach *Der Blaue Reiter*, der im Mai 1912 im Piper-Verlag in München erschien, in charakteristischer Weise erweitert. Das programmatische Werk, dem die beiden Herausgeber, Wassily Kandinsky und Franz Marc, gegenüber den Ausstellungen die größere Bedeutung zumaßen, ging über den zeitlichen und den geographischen Rahmen der Ausstellung weit hinaus. «In dem Buch muß sich das ganze Jahr spiegeln, und eine Kette zur Vergangenheit und ein Strahl in die Zukunft müssen diesem Spiegel das volle Leben geben. (...)

Da bringen wir einen Ägypter neben einem kleinen Zeh [bezieht sich auf Zeichnungen von einem Kind namens Zeh, Anm. d. Verf.], einen Chinesen neben Rousseau, ein Volksblatt neben Picasso u. dergl. noch vielmehr», skizzierte Kandinsky seine erste Idee zu dem Projekt in einem Brief an Franz Marc am 19. Juni 1911. Innerhalb von zehn Monaten realisierten die beiden Künstler mit Unterstützung der Freunde und Kollegen aus dem Kreis des «Blauen Reiters» diese Idee.

Der Almanach *Der Blaue Reiter* umfasst Abbildungen von Werken antiker und vorantiker Zeit, des Mittelalters, des 19. Jahrhunderts, der zeitgenössischen Kunst. Auch der Begriff der originären, künstlerischen Kreativität wurde weit gefasst. Er reichte von Kinderzeichnungen und bayerischer Volkskunst über außereuropäische Werke namenloser Künstler bis zur Avantgarde. Kandinskys Konzept umfasste von Anfang an auch Musik, Literatur, Theater und führte zur Beteiligung der Komponisten Thomas von Hartmann und Arnold Schönberg, von dem auch Gemälde abgebildet wurden. Die Anordnung der Abbildungen folgte einem wohl durchdachten Konzept, das die gleiche spirituelle Energie, den gleichen Geist in Kunstwerken aus unterschiedlichen Epochen und kulturellen Kontexten hervorhob. Ein besonders prägnantes Beispiel für dieses Prinzip, welches das gleiche innere Wesen im formal Unvergleichbaren sucht, sind die nebeneinander ganzseitig abgebildeten Gemälde von Robert Delaunay, «Tour Eiffel», und von El Greco, «Johannes der Täufer». Beide Werke gehörten zur Sammlung des Fabrikanten Bernhard Koehler, dem Onkel von August Mackes Frau Elisabeth und bedeutendsten Mäzen des Blauen Reiters. Macke beriet Koehler beim Aufbau seiner Sammlung und verfolgte auch hier die Idee einer spezifischen inneren Energie, die Kunst aus verschiedenen Kontexten verband. In dem Text «Die Masken», den Macke für den Almanach verfasste, fragte er: «Stammt das Porträt des Dr. Gachet von van Gogh nicht aus einem ähnlichen geistigen Leben wie die im Holzdruck geformte erstaunte Fratze des japanischen Gauklers?»

Solche Gedanken wiesen voraus auf das *Musée Imaginaire* von André Malraux. Dieses erstaunliche Kompendium, das 1947 erschien, breitete an die 200 Abbildungen von Kunstwerken aus aller Welt in assoziativer Gegenüberstellung vor dem Betrachter aus. Eine direkte und kontinuierliche Wirkung des Almanachs *Der Blaue Reiter* und die Rezeption der Künstlergruppe wurden seit 1914 durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs allerdings verhindert. Zwar realisierten sich insbesondere Kandinskys Vorstellungen vom Zusammenhang aller Künste in den Züricher Dada-Soireen, auf denen Musik, Dichtung, Installation und Performance zusammenspielten. In den Zwanzigerjahren, als in Europa die *retour à l'ordre* und eine Skepsis der abstrakten Malerei gegenüber herrschten, mit der man den «Blauen Reiter» fälschlich noch in der ersten großen Ausstellung 1949 im Münchener Haus der Kunst verband, gab es kaum Interesse an dem Kreis. Erst mit der

Gründung der «Blauen Vier» wurde er 1929 – allerdings ohne tieferes Verständnis seines Anliegens – wieder wahrgenommen. Die inzwischen am «Bauhaus» lehrenden Maler Wassily Kandinsky, Paul Klee, Lyonel Feininger und Alexej von Jawlensky hatten sich mit der organisatorischen Hilfe von Galka Scheyer, einer nach den USA emigrierten deutschen Kunstliebhaberin, zusammengeschlossen, um in Amerika Fuß zu fassen. Am Bauhaus rückten gerade diese Künstler, die eine Kontinuität hätten gewährleisten können, unter dem Einfluss von Konstruktivismus und Formalismus in den Hintergrund.

Das nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland einsetzende, große Interesse für den «Blauen Reiter» begrenzte dessen Beitrag zur Kunstgeschichte auf die Abstraktion und ihre Bedeutung für die zeitgenössische Kunst. Seine eigentlich visionäre Leistung, die Wahrnehmung der Gleichwertigkeit schöpferischen Gestaltens auf allen Ebenen und in allen Kulturen sowie die Synthese der Künste, wurde weniger rezipiert. Gerade dieser *demokratische*, assoziative Umgang mit Kunst bestimmt inzwischen international die Ausstellungspraxis vieler Museen. Kunstwerke werden nicht nur der Chronologie oder den Kunstlandschaften folgend präsentiert, sondern in Gegenüberstellungen, die einer gemeinsamen inneren Energie nachspüren oder die Gegensätzlichkeit künstlerischer Positionen hervorheben.

Auch thematisierte man den wichtigen Manifestcharakter des Almanachs kaum. Wie die Futuristen, Dadaisten oder Surrealisten verbanden die Künstler des «Blauen Reiters» ihre Kunst mit einer politischen Dimension in der Hoffnung auf ihre gesellschaftsverändernde Kraft. «Denn wir haben das Bewusstsein, dass unsere Ideenwelt kein Kartenhaus ist, mit dem wir spielen, sondern Elemente einer Bewegung in sich schließt, deren Schwingungen heute auf der ganzen Welt zu fühlen sind», schrieb Franz Marc im Einführungstext zum Almanach.

Literatur

- Der Blaue Reiter, hg. von Wassily Kandinsky und Franz Marc. Dokumentarische Neuausgabe von Klaus Lankheit, München 1984.
- Kandinsky, Wassily/Franz Marc, Briefwechsel, hg. von Klaus Lankheit, München u. a. 1983.
- Malraux, André, *Le musée imaginaire*, Paris 1965.
- Der Blaue Reiter. Kunsthalle Bremen, 25. März bis 12. Juni 2000, hg. von Christine Hopfengart, Köln 2000.

1927

Sein und Zeit

Rudolf Walther

1927 erschien Martin Heideggers (1889–1976) *Sein und Zeit*. Zu dessen 85. Geburtstag würdigte Hans-Georg Gadamer (1900–2002) das Buch 1974 mit dem Satz: «Und mit einem Schlag war der Weltruhm da.» Nicht weniger emphatisch bezeichnete Jürgen Habermas Heideggers Werk schon 15 Jahre zuvor als «das bedeutendste philosophische Ereignis seit Hegels *Phänomenologie*» von 1807. Beide Urteile sind richtig, erscheinen jedoch rezeptionsgeschichtlich gesehen in einem etwas anderen Licht – zumal in Frankreich, wo Heideggers Biographie und die politischen Implikationen seines esoterischen, «vermurksten Seinsdenkens» (Habermas) im Spätwerk aus der Rezeption ausgeblendet wurden.

In der Tat bricht Heidegger in *Sein und Zeit* mit der Erkenntnistheorie seit Descartes, weil er nicht mehr vom Erkenntnisprozess des Subjekts (Descartes' «cogito ergo sum») ausgeht, also von der Subjekt-Objekt-Beziehung, sondern von der Faktizität des «In-der-Welt-Seins» des Menschen, seiner «Geworfenheit» ins «Dasein» und seinem praktischen Handeln. Dieses Dasein zeichnet sich gegenüber allen anderen seienden Gegenständen aus. Während diese in ihrem Vorhandensein und ihrer multiplen Zweckdienlichkeit aufgehen, befinden sich Menschen in einem sinnsuchenden, sich verstehenden und gleichzeitig vollziehenden Dasein. Sie müssen sich selbst und ihr Leben in einer vorgefundenen Welt einrichten. Das Wesen des Daseins der Menschen ist ihre Existenz, d. h. ihre «möglichen Arten zu sein und nur das». Von diesen «Seinsmodi» gibt es zwei – den Modus der «Eigentlichkeit» («Selbstseinwollen») und jenen der «Uneigentlichkeit» («Alltäglichkeit», «Verfallenheit an die Welt»). Durch diesen Weltbezug erzeugen sich Menschen arbeitend selbst oder – wie Heidegger sich ausdrückt – sie «entwerfen» sich selbst und ihr Sein als Personen: Menschliches Dasein ist immer mit Zeitlichkeit verbunden, offen für die Zukunft, aber auch immer besorgt über das unausweichliche Ende, den Tod. Zur Daseinsverfassung gehören Angst und Sorge.

Methodisch orientiert sich Heidegger zunächst an Husserls Phänomenologie, bricht aber mit der abendländischen Metaphysik seit Platons Ideenlehre,

indem er auf dem zeitlichen Vorrang der dinglich-natürlichen Welt vor der gedachten besteht. Auch die in der Metaphysik bis zu Kant gängige Verdoppelung des Subjekts in ein weltlich-empirisches Ich und ein transzendentes Ich überwindet Heidegger in *Sein und Zeit* – also die Konstruktion eines der Erfahrung vorgelagerten Ensembles von Grundbegriffen, die die Erkenntnisfunktion des Ich erst ermöglichen, indem sie die Bedingungen der Möglichkeit von Erkennen vorab formulieren. Dieser Bruch mit der Tradition der Metaphysik war ein erster Schritt zur Überwindung der subjekt-zentrierten Philosophie. Damit verbunden war eine Verzeitlichung des Seins, d. h., «den Sinn des Seins aus der Zeit (zu) verstehen» (Ernst Tugendhat). Damit wird die Vernunft von hybrid-omnipotenten Erklärungs- und Machtansprüchen entlastet und zu einem methodischen Instrument abgerüstet.

In der Philosophiegeschichte zählt *Sein und Zeit* zu den Jahrhundertwerken, obwohl das Werk ein Fragment geblieben ist, dessen vorgesehene «zweite Hälfte» nie erschienen ist. Das Programm, das Heidegger sich vorgenommen hatte, erwies sich als undurchführbar.

So unbestritten der Rang von *Sein und Zeit* ist, so politisch wirr und philosophisch turbulent verliefen Heideggers «Denkwege» von der berühmten «Rektoratsrede» 1933, über die *Beiträge zur Philosophie* (1936–38) bis zu den *Schwarzen Heften* (1931–1938; 2014/15).

Eine zwiespältige Rolle bei der Rezeption Heideggers spielten französische Autoren. Im Herbst 1945, als Heidegger noch mit einem Lehrverbot der Besatzungsmacht belegt war, wandte er sich respekt- und erwartungsvoll an den berühmten und politisch unbelasteten Jean-Paul Sartre, dessen Buch *Das Sein und das Nichts* 1943 erschienen war: «Ihr Werk ist von einem so unmittelbaren Verstehen meiner Philosophie beherrscht, wie es mir noch nirgends begegnet ist.» So richtig vertraut mit Werken des anderen dürften Heidegger und Sartre allerdings nicht gewesen sein. Sartre beruft sich in seinem Buch auf einen dürftig übersetzten Heidegger. In seinen späteren Werken kommt Heidegger nur noch selten vor. Welten trennen Sartres *Ist der Existentialismus ein Humanismus?* (1946) und Heideggers *Brief über den Humanismus* (1946). Schon 1934 notierte Sartre entnervt: «Ich habe mit Heidegger begonnen und 50 Seiten gelesen, aber sein schwieriges Vokabular stieß mich ab.» Ein Treffen mit Heidegger in Freiburg 1952 resümierte Sartre trocken: «Am Ende redete ich mit seinem Hut.»

Den Kontakt zwischen Heidegger und Sartre stellte Jean Beaufret (1907–1982) schon 1946 her. Und das war ein Glücksfall für Heidegger, der seinen Ruf politisch-moralisch ruiniert und seine Stellung als Professor verloren hatte. Zusammen mit Joseph Rovin (1918–2004) und François Fédiér (geb. 1935) fungierte Beaufret über Heideggers Tod hinaus als Imageverwalter in Frankreich. Die drei schirmten das Heidegger-Bild dort wirksam ab gegen historisch-politische Auf-

klärung über Heideggers Leben und Werk 1933 bis 1945. Sie waren politisch völlig unverdächtig, denn sie hatten sich beide in der französischen Résistance engagiert, Rovano war zudem ein exilierter deutscher Jude. Sie sorgten für Übersetzungen zahlreicher Vorträge und Aufsätze Heideggers, aber auch für Kontakte, zum Beispiel mit dem Widerstandskämpfer und Dichter René Char (1907–1988), in dessen Haus in der Provence 1966, 1968 und 1969 exklusive Seminare für Eingeweihte und Schüler stattfanden. Beaufret brachte 1973/74 ein dreibändiges Werk (*Dialogue avec Heidegger*) heraus, das die geschichts- und politikferne Rezeption des deutschen Philosophen in Frankreich bis heute prägt. Beaufrets pauschale Apologie Heideggers ist von grobianischer Simplizität: «Die Unmöglichkeit, Nazi zu sein, ist Eins mit der Umkehrung von *Sein und Zeit* in ›Zeit und Sein‹. Hat *Sein und Zeit* nicht vor dem Nazismus bewahrt, so ist ›Zeit und Sein‹ dagegen kein Buch, vielmehr die Summe seiner Überlegungen seit 1930 und seiner Veröffentlichungen seit 1946, die ihn auf immer von jenem entückt haben.»

Mit der Konjunktur von Poststrukturalismus, Postmodernismus und radikaler Vernunftkritik in der Nachfolge Nietzsches begann in Frankreich auch eine neue Welle der Heidegger-Rezeption. Zu deren einflussreichsten Protagonisten gehörten Michel Foucault (1926–1984) und Jacques Derrida (1930–2004). In einem seiner letzten Interviews bekannte Foucault 1984: «Heidegger ist für mich immer der wichtigste Philosoph gewesen. Mein ganzer philosophischer Werdegang wurde bestimmt durch die Lektüre von Heidegger.» Im gleichen Interview räumte er ein, «*Sein und Zeit* nicht gekannt» zu haben, ebenso «die jüngst erst edierten Sachen». Was er damit genau meinte, sagte er nicht, aber zu den in jenen Jahren veröffentlichten Texten gehören einige Bände der Heidegger-Gesamtausgabe sowie kritische Monographien von Reiner Schürmann und William Richardson auf Englisch.

Auf die Veröffentlichung des in den philosophischen Passagen nicht überzeugenden Buches des chilenischen Autors Victor Farias (*Heidegger et le nazisme*, 1987) reagierte Jacques Derrida mit demonstrativer Nonchalance: «Alles», was Farias vorgetragen hat, «habe ich seit langem gekannt.» Zur Verwunderung von Habermas konzentrierte sich Derrida, der beste Heidegger-Kenner in Frankreich, nicht auf *Sein und Zeit*, sondern auf den ins Esoterische abgedrifteten, späten Heidegger.

Dass in Frankreich «ein (...) Kult um den Philosophen Heidegger» (François Bondy) entstanden ist, während er in der BRD außerhalb des akademischen Betriebs wenig Resonanz fand, liegt mit Sicherheit nicht an der Verbreitung und Wirkung von *Sein und Zeit*. Verstörend, was die Rezeption betrifft, ist die Übersetzungssituation von *Sein und Zeit* in Frankreich. In anderen Ländern war das schwierige Buch viel früher in Übersetzungen zugänglich (Spanien 1951, Italien

1953, Japan 1960, USA 1963). Erst 1985 erschien eine vollständige französische Übersetzung von Emmanuel Martineau in 1500 außerhalb des Buchhandels gratis verteilten Exemplaren als Raubdruck. Der Verlag Gallimard, der die Übersetzungsrechte seit 1939 hortete, brachte das Werk, übersetzt von François Vézin, erst 1986 heraus.

Bereits in den ersten Nummern von Sartres Zeitschrift *Les Temps Modernes* (1945/46) setzte man sich mit Heidegger auseinander, aber das blieb so folgenlos wie die spätere Kritik von Eric Weil (1955), Jean-Pierre Faye (1961) und Pierre Bourdieu (1975). Von den kritischen Werken Alexander Schwans (1965), Otto Pöggelers (1983; 1990) und Hugo Otts (1988) in deutscher Sprache ist keines ins Französische übersetzt worden.

Dagegen reagierte der italienische Philosoph Benedetto Croce (1866–1952) schon 1934 auf Heideggers Rektoratsrede sehr schroff: Heidegger «bietet philosophisch-politische Dienste an. Das ist aber eine Art, Philosophie zu prostituieren.»

Spätestens seit dem Streit um Peter Trawny, den Herausgeber der *Schwarzen Hefte*, ist die deutsche Heidegger-Gesamtausgabe ins Gerede gekommen. Die auf 102 Bände geplante «Ausgabe letzter Hand» ist keine historisch-kritische Ausgabe. Die Edition wurde noch von Heidegger geplant, der auch die Reihenfolge des Erscheinens der Bände bestimmte und die Bearbeiter auswählte. Der erste Herausgeber war Friedrich-Wilhelm von Herrmann, Heideggers Privatsekretär, der das «letzte Wort Heideggers» mit «fanatischer Loyalität» (Peter Trawny) verteidigt. Den Satz: «Zu fragen wäre, worin die eigentümliche Vorbestimmung der Judenschaft für das planetarische Verbrechen begründet» sei, wollte Herrmann nicht gedruckt sehen. Mit dem zuständigen Bearbeiter Peter Trawny kam es zwar zum Streit, aber der Satz fehlt im Buch. Das Argument für die nicht gekennzeichnete Auslassung lautet: der Satz stehe zwar im Manuskript, fehle aber in der von Fritz Heidegger, dem Bruder des Philosophen, angefertigten Abschrift. Ob die Fernsteuerung durch den Bruder ein Einzelfall oder Usus war, lässt sich noch nicht sagen. Aber sicher ist, dass für einen Teil der Heidegger-Erben und für stramme Heideggerianer der offene Antisemitismus Heideggers ein Tabu ist. Das gilt auch für deutsche Konservative und Rechte: «Er war ganz gewiss kein Antisemit», schrieb Jürgen Busche am 1. April 2009 in der *taz* und setzte mit obligatem Seitenhieb hinzu: «Heidegger teilte mit vielen Professoren das fatale Bedürfnis, mit den Studenten in vieler Hinsicht, auch im Politischen, eines Sinnes zu sein und das lebhaft zu bekunden. Diese Professorenkrankheit haben auch die 68er erlebt (...)»

Literatur

Janicaud, Dominique, Heidegger en France, 2 Bde., Paris 2001.

Ott, Hugo, Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie, Frankfurt a. M. 1988.

Rockmore, Tom, Heidegger und die französische Philosophie, Lüneburg 2000.

Thomä, Dieter (Hg.), Heidegger-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Stuttgart 2003.

Tugendhat, Ernst, Aufsätze 1992–2000, Frankfurt a. M. 2001.

1947

Anne Frank – Das Mädchen aus dem Hinterhaus

Barbara Distel

Neunzig Jahre sind vergangen, seitdem Anne Frank am 12. Juni 1929 in Frankfurt am Main zur Welt kam. 75 Jahre ist es her, seitdem sie und ihre Familie nach ihrer Verhaftung im Amsterdamer Versteck am 3. September 1944 mit dem letzten Transport, der das holländische Sammellager Westerbork in Richtung Auschwitz verließ, deportiert wurden. Als sie Ende März/Anfang April 1945 im Konzentrationslager Bergen-Belsen an Typhus starb, nur wenige Tage bevor britische Einheiten das Lager am 15. April 1945 befreiten, war sie 15 Jahre alt.

Versucht man, sich einen Überblick zu verschaffen, welche Bedeutung ihre Geschichte und ihr in den Jahren 1942 bis 1944 im Amsterdamer Versteck verfasstes Tagebuch heute noch besitzen, so trifft man auf eine schier unübersehbare Fülle von Informationen. Im Internet etwa scheinen am 21. Oktober 2019 unter dem Stichwort «Anne Frank» in Sekundenschnelle 89 800 000 Einträge auf.

Annes Tagebuch, das zu den weltweit am meisten gelesenen Veröffentlichungen überhaupt gehört, wurde in über siebenzig Sprachen übersetzt und im Jahr 2009 von der UNESCO zum Weltdokumentenerbe erklärt. Darüber hinaus wird ihre Geschichte und ihre schriftliche Hinterlassenschaft mit Hilfe von aufbereiteten Unterrichtsmaterialien, aber auch von Ausstellungen, Theaterstücken, Dokumentar- und Spielfilmen, ja eines Musicals und seit 2017 einer Graphic Novel verbreitet. So stellt sich inzwischen auch die Frage, ob die Geschichte des zum Mythos verklärten Mädchens heute noch ausschließlich der Aufklärung dient oder nicht auch durch Trivialisierung verfälscht und verkitscht für kommerzielle Zwecke instrumentalisiert wird.

Anne Frank wurde am 12. Juni 1929 drei Jahre nach ihrer Schwester Margot in Frankfurt am Main als Tochter einer assimilierten jüdischen Familie geboren. Sie verbrachte ihre ersten vier Lebensjahre in Frankfurt, bis die Familie nach der Machtübernahme Hitlers am 30. Januar 1933 beschloss, nach Holland zu emigrieren. Otto Frank, der Vater, leitete in Amsterdam die holländische Niederlassung der Firma Opekta. Anne besuchte dort seit 1935 zunächst die Grundschule,

später das Jüdische Lyzeum. Nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht auf Holland am 10. Mai 1940 und der anschließenden deutschen Besetzung des Landes engten antijüdische Gesetze das Leben und den Handlungsspielraum der Juden in den Niederlanden zunehmend ein und isolierten sie von der nicht-jüdischen Bevölkerung.

Als Annes Schwester Margot die Einberufung zum «Arbeitseinsatz im Osten» erhielt, begab sich die Familie Frank am 6. Juli 1942 in ein vorbereitetes Versteck im Hinterhaus der Prinsengracht 263. Im vorderen Gebäude befanden sich die Geschäftsräume der Firma von Otto Frank. Kurze Zeit später folgten ihnen die dreiköpfige ebenfalls aus Deutschland stammende Familie van Pels sowie ein paar Monate später der Zahnarzt Fritz Pfeffer in das Versteck.

Miep Gies, Johannes Kleimann, Victor Kugler und Bep Voskuijl, alle vier Mitarbeiter der Firma Opekta, waren über das Versteck informiert und versorgten die Untergetauchten in den folgenden zwei Jahren mit Lebensmitteln und halfen ihnen bei Alltagsbedürfnissen und Problemen.

Anne hatte noch kurz vor dem Untertauchen zu ihrem 13. Geburtstag ein Poesiealbum bekommen. Noch am gleichen Tag begann sie mit Tagebuchaufzeichnungen, die sie an eine imaginäre Freundin Kitty richtete. Ihr wollte sie alles anvertrauen, wie sie es noch nie bei jemanden gekonnt habe. Bis zum 5. Dezember 1942 schrieb sie in das Album, in das sie später noch einige Ergänzungen einfügte. Dann benutzte sie vom 22. Dezember 1943 bis zum 17. April 1944 ein Schulheft für ihre Eintragungen. Man geht davon aus, dass ein weiteres Heft, das sie für den dazwischen liegenden Zeitraum verwendete, verloren ging. Anfang 1944 schrieb sie darüber hinaus in ein Kassabuch «Geschichten und Ereignisse aus dem Hinterhaus». Das letzte Tagebuch in einem weiteren Schulheft umfasst den Zeitraum vom 17. April 1944 bis zum 1. August 1944. Als im März 1944 ein holländischer Minister aus dem Exil die niederländische Bevölkerung über das Radio aufrief, Dokumente und Aufzeichnungen über die deutsche Besetzung zu sammeln, begann Anne auf losen Blättern ihre Tagebucheintragungen in einen Roman über ihr Leben im Versteck umzuarbeiten. Sie hoffte, nach dem Krieg eine Karriere als berühmte Schriftstellerin beginnen zu können.

Am 4. August 1944 verhaftete die Gestapo alle acht Bewohner im Versteck des Hinterhauses der Prinsengracht 263. Miep Gies gelang es, die Aufzeichnungen Annes an sich nehmen und sie nach Ende des Krieges Annes Vater, der als einziger Überlebender der Gruppe nach Amsterdam zurückkehrte, zu übergeben. Otto Frank arbeitete bis zu seinem Tod im Jahr 1980 an der Verbreitung des Tagebuchs seiner Tochter und bemühte sich unermüdlich, die Botschaft, die er ihren Aufzeichnungen entnahm, vor allem an junge Menschen weiterzugeben. Er schuf eine Tagebuchversion, die er aus den vorliegenden Texten zusammenfasste und die er stilistisch und inhaltlich redigierte. So strich er etwa sehr persön-

liche Bemerkungen über die Familie oder auch Hinweise, die Annes Sexualität betrafen. 1947 erschien in Amsterdam die erste niederländische Ausgabe unter dem Titel *Het Achterhuis*, 1950 folgte die erste deutsche Fassung, *Das Tagebuch der Anne Frank*, in einem Heidelberger Verlag. Beide Veröffentlichungen fanden zunächst keinen großen Widerhall. Mit der Taschenbuchausgabe im Jahr 1955 begann die Erfolgsgeschichte, die sich über den gesamten Globus verbreitete. Eleanor Roosevelt schrieb das Vorwort zur ersten in den USA erschienenen Fassung. Nelson Mandela berichtete nach seiner Freilassung aus einem südafrikanischen Gefängnis über die Ermutigung, die er während seiner Haft durch die Lektüre von Anne Franks Tagebuch erfahren hatte.

Bereits zu Beginn der Fünfzigerjahre gab es Angriffe aus rechtsextremen Kreisen, die das Tagebuch als Fälschung denunzierten. 1950/51 wies das Bundeskriminalamt die Vorwürfe mit Hilfe eines Gutachtens über Papier und Tinte zurück. 1981 veranlasste das Niederländische Staatliche Institut für Kriegsdokumentation, dem Otto Frank alle schriftlichen Aufzeichnungen seiner Tochter hinterlassen hatte, eine ausführliche Untersuchung der Echtheit der Schriftstücke. 1986 legte das Institut eine überarbeitete Neufassung des Tagebuchs sowie ein ausführliches wissenschaftliches Gutachten vor, das die Authentizität des schriftlichen Nachlasses von Anne Frank bestätigte. Alle Neuauflagen des Tagebuchs ergänzen seither den Text durch Informationen zur Editionsgeschichte.

Heute gibt es eine Vielzahl von Einrichtungen und Organisationen, die sich weltweit um die Vermittlung der Geschichte von Anne Frank und des von ihr hinterlassenen Erbes bemühen. Im Jahr 1963 gründete Otto Frank in Basel die gemeinnützige Stiftung «Anne Frank Fonds», die sein gesamtes Erbe verwaltet und als Rechtsnachfolger für die Nutzung von Annes Hinterlassenschaft zuständig ist. Alle Einnahmen dienen gemeinnützigen Zwecken, der Bildungsarbeit und wissenschaftlichen Forschung.

Das Haus in Amsterdam, dessen Hinterhaus zwei Jahre lang als Versteck diente, war nach dem Krieg zunächst vom Abriss bedroht. Otto Frank hatte nicht die finanziellen Mittel, es zu erwerben, aber dank einer Initiative Amsterdamer Bürger konnte es gekauft und 1957 als Erinnerungsstätte Anne-Frank-Haus gesichert werden. Als das Haus im Jahr 1960 für das Publikum geöffnet wurde, war das Interesse mit jährlich einigen zehntausend Besuchern noch relativ bescheiden. Heute beträgt die jährliche Besucherzahl etwa 1,3 Millionen Menschen, rund hundert Mitarbeiter sind für die Bereiche Museum, Sammlung und Forschung tätig. Das Anne-Frank-Haus arbeitet in mehr als sieben Ländern mit Partnerorganisationen zusammen.

Das Anne-Frank-Zentrum in Berlin entstand 1994 zunächst als Verein und arbeitet seit 1998 als deutsche Partnerorganisation des Amsterdamer Hauses. Neben einer Dauerausstellung «Alles über Anne» organisiert das Zentrum Wan-

derausstellungen und veranstaltet an Annes Geburtstagen einen jährlichen Anne-Frank-Tag, der dem Kampf gegen Antisemitismus und Rassismus und dem Engagement für Demokratie gewidmet ist.

In Frankfurt am Main arbeitet die Bildungsstätte Anne Frank. Sie entstand 1994 als Verein für eine Jugendbegegnungsstätte und wandelte sich 2013 zu einer Bildungsstätte, dem Zentrum für politische Bildung und Beratung um. Die Einrichtung orientiert sich nach eigenen Angaben in ihrer historisch-politischen Bildungsarbeit an der humanistischen Botschaft Otto Franks und der Symbolkraft des Tagebuchs.

Weltweit gibt es nach einer Aufstellung aus dem Jahr 2017 266 Anne-Frank-Schulen, in Deutschland sind es 96, in denen Tagebuch und Schicksal des Mädchens besondere Aufmerksamkeit erfahren.

Eine Erklärung für den ungeheuren, über die Jahrzehnte hinweg zunehmenden Erfolg von Anne Franks Tagebuch wurde vor allem im Hinblick auf das deutsche Publikum auch damit begründet, dass die Aufzeichnungen vor dem grauenvollen Mordgeschehen enden. Dem Leser würden die Konfrontation mit dem Verlauf und den konkreten Einzelheiten des organisierten Judenmords erspart.

Dem interessierten Zeitgenossen stehen heute jedoch die Ergebnisse von mehr als fünfzig Jahren Forschungsarbeit zur Geschichte des Holocaust, zum Verlauf der Besatzung in den Niederlanden während des Zweiten Weltkriegs und zu Anne Franks Familiengeschichte zur Verfügung. Es ist daher einfach, sich über die historischen Zusammenhänge zu informieren, in denen der Text des jungen Mädchens entstand. Dieser fesselt noch immer Leser jeden Alters durch seine sprachliche Klarheit und seine unmittelbaren, manchmal naiven, manchmal hell-sichtigen Schilderungen. Die Geschichte des Lebens im Versteck zwischen Hoffnung auf Befreiung und Angst vor den Mördern hat leider nichts von ihrer universellen Bedeutung verloren.

Literatur

Anne Frank Tagebuch. Edition von Mirjam Pressler, Frankfurt a. M. 2019.

Gies, Miap, *Meine Zeit mit Anne Frank*, Frankfurt a. M. 2009.

Heyl, Matthias, *Anne Frank*, Reinbek 2002.

Pressler, Mirjam/Gerti Elias, «Küsse und Grübe an alle». *Die Geschichte der Familie von Anne Frank*, Frankfurt a. M. 2009.

1964

Lokal global – Jeden Tag anders essen gehen

Maren Möhring

«Eine schlichte Schiebetür mit leichtem Holzrahmen vermag es wie eine Art Zauberspiegel, den Eintretenden mit einer völlig anderen Welt zu konfrontieren. Einige Sekunden braucht er wohl, diesen absoluten Umgebungswechsel vom mitteleuropäischen Großstadtalltag in die Welt (...) der freundlich-distanzierten Zugeneigntheit zu begreifen. Dann nimmt ihn *«Nippon-Kan»*, das original-japanische Restaurant, gefangen, und er schlüpft in eine Art neues Dasein ohne Hast, Tagesprobleme, Terminkalender. Seine Züge entspannen sich – er versteht das Lächeln Japans (...)»

Wie diese Restaurantbeschreibung aus dem Jahre 1970 deutlich macht, umfasst das sinnliche Erleben beim Besuch eines ausländischen Spezialitätenlokals nicht allein die Speisen und Getränke. Den Wunsch, eine andere Welt kennenzulernen oder gar selbst eine Verwandlung zu erfahren, wusste das *Nippon-Kan* in Düsseldorf – das erste, im Jahre 1964 eröffnete japanische Restaurant der Bundesrepublik – für sich zu nutzen. Dem Gast wurden «Schüsselchen mit zunächst nichtdefinierbarem Inhalt» (der sich als Krabben-Tempura entpuppen sollte) aufgetischt; an der Holztheke wurden keine Getränke ausgeschenkt, sondern roher Fisch serviert. Viele japanische Restaurants in der Bundesrepublik verlegten sich auf Fleischgerichte, weil diese den deutschen respektive europäischen Essgewohnheiten eher entsprachen. Die in einem ausländischen Restaurant angebotenen Speisen sind das Ergebnis vielschichtiger Aushandlungsprozesse zwischen Anbieter- und Nachfrageseite, bei denen im neuen Kontext wenig beliebte Zutaten weggelassen und mit vertrauenswürdigeren Ingredienzien ersetzt werden. Wirt*in und Servierpersonal fungieren dabei als kulturelle Vermittler*innen, die den Gästen unbekannte Speisenamen und Zutaten erläutern und damit nicht nur sprachliche, sondern auch (ess)kulturelle Übersetzungsleistungen erbringen. Mitunter geschah das bewusst und explizit. So verstand sich das *Nippon-Kan* durchaus als kulturelle Einrichtung, die den Gästen die japanische Kultur näherbringen wollte. Mit dem Topos des interkulturellen Austauschs ließ sich das eigene Unterneh-

men legitimieren; Essen gilt dabei – bis heute – als besonders geeignetes Medium der Kontaktaufnahme und Verständigung.

Nicht nur unvertraute Speisen, sondern auch eine als fremd wahrgenommene Umgebung machen die Faszination ausländischer Restaurants aus. Im *Nippon-Kan* waren vor Betreten der mit Tatamimatten ausgelegten Räume die Schuhe ausziehen und zudem Stäbchen beim Essen zu verwenden. Der Besuch in japanischen Restaurants konfrontierte den deutschen Gast also nicht nur mit unbekanntem Gerüchen und Geschmackserlebnissen, sondern auch mit ungewohnten Verzehrentechniken, die es zu erlernen galt und die neben Faszination auch Verunsicherung auslösen konnten. Es sich im *Nippon-Kan* an den niedrigen Tischen im Schneidersitz gemütlich zu machen, stellte eine weitere Herausforderung dar. Hier war, wie ein Restaurantkritiker 1986 feststellte, eine ungewohnte «Beinakrobatik» zu bewältigen. Um die Hemmschwelle zu reduzieren und die deutschen Gäste nicht zu überfordern, richtete das *Nippon-Kan* zusätzlich einen Raum mit hierzulande üblichen Stühlen und Tischen ein. Damit entstanden hybride Räumlichkeiten, die – wie beim Essen selbst – Elemente verschiedener Traditionen miteinander verbanden.

Diese Form der Neukombination ist ein zentrales Charakteristikum von (nicht nur) eskkulturellen Globalisierungsprozessen und keineswegs ein Nachkriegsphänomen. Die Globalisierung der Ernährung hat eine viel längere, in großen Teilen koloniale Geschichte. So gelangten im 16. Jahrhundert aus den Amerikas neue Nahrungsmittel nach Europa und wurden in die hiesigen Essensordnungen integriert. Ohne Kartoffel und Tomate wären die deutsche respektive italienische Nationalküche, deren Konstruktion im 19. Jahrhundert mit Nachdruck betrieben wurde, kaum denkbar. Das vermeintlich Eigene erweist sich als Effekt von vielfältigen Transfer- und Austauschprozessen.

Im 19. Jahrhundert und nochmals seit den 1970er Jahren hat sich der globale Austausch deutlich beschleunigt und in seiner Reichweite und Durchdringungstiefe zugenommen. Auch wachsende Reise- und Migrationsbewegungen haben zur Zirkulation von kulinarischem Wissen massiv beitragen. Die ausländische Gastronomie war bis weit in die Achtzigerjahre eng an die Zuwanderung entsprechender Migrant*innengruppen geknüpft. Anders als die chinesische Küche, die sich in Hamburg dank chinesischer Seeleute bereits nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte und schon in den Fünfzigerjahren bundesweit zu etablieren begann, wuchs der Einfluss der japanischen Küche in der Bundesrepublik erst seit den späten Sechzigerjahren. Einen deutlichen Schwerpunkt bildete – neben Hamburg – Düsseldorf. Hier lebte die größte japanische *community* in Europa, und auch der asiatische Feinkosthandel wurde hier ansässig. Das *Nippon-Kan* diente den in Düsseldorf lebenden Japaner*innen als geeigneter Ort für Geschäftsessen, aber auch andere gesellige Zusammenkünfte und Hochzeiten. Nach

und nach begannen auch deutsche Gäste das Lokal zu frequentieren. Doch noch Mitte der Achtzigerjahre machte ihr Anteil nach Schätzung des Geschäftsführers Yasuo Yamashiro lediglich dreißig Prozent aus. Der eigentliche Durchbruch gelang der japanischen Küche in Deutschland im Grunde erst in den Neunzigerjahren, als die Sushi-Welle, die in Kalifornien in den Achtzigerjahren entstanden war, Europa erreichte.

Sushi wurde nicht nur in der Bundesrepublik, sondern auch in der DDR serviert. Ende der Sechzigerjahre eröffnete auf Initiative des HO-Wirtes Rolf Anschütz in Suhl das *Japanrestaurant Waffenschmied*, das eine große (und teure) Ausnahme innerhalb der DDR-Gastronomie darstellte. Das legendäre Restaurant, dem 2012 mit dem Kinofilm *Sushi in Suhl* von Carsten Fiebeler ein Denkmal gesetzt wurde, entstand in mühevoller Kleinarbeit. Nach einem ersten japanischen Gastmahl im Jahre 1966 baute Anschütz sein Lokal sukzessive im japanisch anmutenden Stil um, ergänzte ein rituelles Bad und einen japanischen Garten. Auch im *Waffenschmied* verzehrte man also die unvertrauten Speisen in einem «landestypischen» Ambiente, das einen großen Teil der Faszination des Lokals ausmachte. Der «Waffenschmied» war stets über viele Monate hinweg ausgebucht. Wie das *Nippon-Kan* so bezog auch Anschütz Zutaten, die er nicht beim Großhandel in Düsseldorf bestellen konnte, direkt aus Japan.

Das *Nippon-Kan* und der *Waffenschmied* waren jedoch nicht die ersten japanischen Gaststätten in Deutschland. In Berlin wartete die 1928 eröffnete Großgaststätte «Haus Vaterland» mit einer japanischen Teestube auf, während (mindestens) zwei Restaurants in der Stadt japanische Gerichte servierten. Dennoch reichten deutsche Städte bezüglich ihres Angebots an außereuropäischen Küchen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts bei weitem nicht an die Kolonialmetropolen Paris und London heran. Auch nach 1945 waren es vornehmlich europäische Küchen, nämlich die sogenannten Gastarbeiterküchen, die das gastronomische Angebot in der Bundesrepublik prägten. Bis heute sind es zudem die urbanen Regionen, in denen sich eine globalisierte Gaststättenkultur finden lässt. In den (Groß-)Städten ist die primäre Kund*innengruppe ausländischer Gastronomieangebote ansässig: junge, gut ausgebildete, also mit hohem kulturellen Kapital ausgestattete Konsument*innen. Generell ist die jüngere Generation die eigentliche Trägerschicht esskulturellen Wandels. Das gilt nicht nur hierzulande, sondern auch in Japan, wo sich die Essgewohnheiten nach 1945 – nicht zuletzt im Zuge der alliierten Besatzung – europäisiert bzw. amerikanisiert haben.

Trotz des viel beschworenen Geschmackskonservatismus, der ein beharrliches Festhalten an Vertrautem gerade in Bezug auf das Essen behauptet, haben sich die Ernährungsgewohnheiten im Zuge wachsender globaler Vernetzung wenn nicht dramatisch verändert, dann doch zumindest deutlich erweitert. Neben Prozessen der Diversifizierung gehören zur Globalisierung der Ernährung

aber auch Standardisierungsvorgänge, die unter dem Schlagwort «McDonaldisierung» diskutiert werden. Die globale Expansion großer Fast Food-Unternehmen hat einerseits für eine Homogenisierung des gastronomischen Angebots weltweit gesorgt; andererseits müssen auch Anbieter wie McDonald's auf spezifische Kontexte und ggf. Speisegebote Rücksicht nehmen. So werden in Israel Big Macs ohne Käse serviert; in Indien ist ein auf Hammelfleisch basierender Big Mac erhältlich. Globalisierungsprozesse auf dem Feld der Ernährung sind also gleichermaßen durch Standardisierung (im Sinne uniformer Massenproduktion) und Diversifizierung (mit einer Hochschätzung lokaler Unterschiede) geprägt. Die Globalisierung der Ernährung lässt sich mithin nicht auf eine, gar lineare Entwicklung reduzieren. Kulinarische Transfers aber bilden in jedem Fall einen integralen Teil dieser Prozesse und haben nicht nur das Kochen zuhause, sondern auch die Gaststättenlandschaft stark verändert.

Für den Erfolg der ausländischen Gastronomie sind finanzielle Ressourcen, handwerkliches Know-how, (inter)kulturelles Wissen, aber auch (aufenthalts) rechtliche Rahmenbedingungen entscheidende Faktoren. Doch auch die Kundenschaft mit ihren spezifischen Imaginationen über bestimmte Länder spielt eine wichtige Rolle. Gerade das Beispiel der japanischen Küche zeigt, dass die Assoziationen, die eine bestimmte Küche weckt, von weit über das Kulinarische hinausgehenden Vorstellungen über eine Region geprägt sind. Verschiedenen Migrant*innengruppen werden unterschiedliche Charakteristika zugeschrieben; ihr sozialer Status hat Auswirkungen auf die Positionierung der jeweiligen Küche innerhalb der kulinarischen Hierarchie. Dass es sich bei vielen der in der Bundesrepublik lebenden Japaner*innen um hochqualifizierte Migrant*innen handelte, war für die Etablierung der japanischen Küche im hochpreisigen Segment von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Die Durchsetzung neuer Speisen vollzieht sich demnach immer innerhalb komplexer rechtlicher, soziokultureller, politischer und ökonomischer Machtverhältnisse.

Neben den skizzierten grenzüberschreitenden Bewegungen sind auch neuerliche Grenzziehungen zu beobachten. Esskulturelle Transfers und kulinarische Übersetzungen können auch scheitern oder stoßen auf Abwehr. Wenn Hans-Thomas Tillschneider von der AfD beim Kyffhäusertreffen im Juni 2018 eine Besinnung auf die «deutsche Art zu kochen» einfordert und damit eine nationalistische Schließung vollzieht, die Esskulturen als vor Außeneinflüssen zu schützende homogene Einheiten behauptet, gilt es die Rückfrage zu stellen, was diese (eine?) Weise der Speisezubereitung charakterisieren soll. Dem Konstrukt einer einheitlichen und unveränderlichen Nationalküche ist die Hybridität und Historizität aller – lokaler, regionaler und nationaler – Esstraditionen gegenüberzustellen. Deren verzweigte und verflochtene Geschichte(n) sind in weiten Teilen noch zu schreiben.

Literatur

- Barlösius, Eva, Nahrung als Kommunikationsmittel. Über die kulinarische Hierarchie als Abbild zwischenstaatlicher Machtdifferentiale, in: Hans-Peter Waldhoff (Hg.), *Brücken zwischen Zivilisationen. Zur Zivilisierung ethnisch-kultureller Differenzen und Machtungleichheiten. Das türkisch-deutsche Beispiel*, Frankfurt a. M. 1997, S. 137–151.
- Cwiertka, Katarzyna J., From Ethnic to Hip. Circuits of Japanese Cuisine in Europe, in: *Food and Foodways* 13 (2005) 4, S. 241–272.
- Möhring, Maren, *Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland*, München 2012.
- Pilcher, Jeffrey M., *Food in World History*, New York u. a. 2006.
- Warde, Alan, Eating Globally. Cultural Flows and the Spread of Ethnic Restaurants, in: Don Kalb et al. (Hg.), *The Ends of Globalization. Bringing Society Back*, Lanham 2000, S. 299–316.

1968

Vom Tomatenwurf bis zu #metoo – Das Private bleibt politisch

Urte Schröder und Marit Schwarz

«Wir verlangen, daß unsere Problematik hier inhaltlich diskutiert wird», fordert Helke Sander am 13. September 1968 auf der Delegiertenkonferenz des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes in Frankfurt. Sie ist Mitglied des «Aktionsrates zur Befreiung der Frau». Als ihr Redebeitrag ohne Diskussion übergegangen wird, fliegen Tomaten. Dieser Tomatenwurf erlangt historische Berühmtheit und markiert symbolisch den Aufbruch einer neuen, einer Zweiten Frauenbewegung in (West-)Deutschland. Bereits im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert kämpfte die Erste Frauenbewegung für gleiche Rechte; das Jahr 1918 stellte mit der Einführung des Wahlrechtes für Frauen in Deutschland einen entscheidenden Schritt auf diesem Weg dar. Fünfzig Jahre später formiert sich eine neue Bewegung im Kampf um Gleichberechtigung und Selbstbestimmung.

Innerhalb eines internationalen Aufbruchs von Protestbewegungen markieren die späten Sechzigerjahre auch den Beginn dieser neuen feministischen Bewegung. Nachdem die Fünfzigerjahre in der BRD geprägt waren von der Restabilisierung tradierter Geschlechternormen, erwächst in den Sechzigerjahren eine Generation, die nach Veränderung ruft. Die neue Frauenbewegung organisiert sich, anders als zuvor, als autonome Bewegung der Basis, ohne Dachverbände. Entstanden auch aus einer marxistisch geprägten Linken, zielt sie auf grundlegende gesellschaftliche Veränderungen ab. Zentrales Moment dieser Bewegung ist in den Anfängen die eigenständige Organisation von Frauen, da das spezifische Ausbeutungsverhältnis, in dem Frauen stehen, innerhalb einer männlich geprägten Linken nicht thematisiert wird. In Anlehnung an die US-amerikanische Frauenbewegung entstehen autonome Freiräume, wie etwa die sogenannten «Weiberräte», in denen Frauen dezidiert ohne Teilnahme von Männern zusammenkommen, ihre Erfahrungen austauschen und Politik diskutieren. Ziel ist es, eine eigene Denk- und Sprechweise zu entwickeln. «Das Private ist politisch» wird zur Losung dieser Bewegung. Frauencafés, Frauenkneipen, Frauenverlage und Frauenfilme bieten Orte und Plattformen für weibliche Stimmen,

Perspektiven und Themen. Auch lesbische Gruppen schließen sich innerhalb der Bewegung zusammen.

Eine direkte Folge dieser Neuorganisation ist die Kinderladenbewegung, die eine nicht-staatlich organisierte Kinderbetreuung aufbaut. Die Mehrfachbelastung von Lohnarbeit und Haushalt sowie Kinderbetreuung stellte ein wesentliches Hindernis in der politischen Organisation von Frauen dar und ist damit auch Ausdruck patriarchaler Machtstrukturen. Themen wie Familie und Kindererziehung dürfen nicht mehr als individuelle Angelegenheit betrachtet werden, sondern ihre politischen Implikationen für die Rolle der Frau in der Gesellschaft sollen sichtbar gemacht und die Ungleichheit der Geschlechter aufgezeigt werden. Ab Mitte der Siebzigerjahre wird das Thema Hausarbeit zentral. Die Debatten um die «Lohn für Hausarbeit»-Kampagne in England, den USA, Kanada sowie Italien sind nun auch in Deutschland angekommen. Thematisiert wird das Problem der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung sowie die Teilung in unbezahlte weibliche Arbeit und bezahlte männliche Arbeit. Die schlechte oder gar vollständig fehlende Bezahlung von Reproduktionsarbeit wird in den Nullerjahren erneut diskutiert werden, dann unter dem Begriff der Care-Arbeit.

Ab den Siebzigerjahren wird die Forderung nach der Streichung des Paragraphen 218, also nach der Legalisierung von Abtreibung, ein wesentliches Feld der Auseinandersetzung. Mit der Parole «Mein Bauch gehört mir!» kämpfen Feministinnen für das Selbstbestimmungsrecht der Frau über ihren Körper und gegen die Kriminalisierung von Abtreibung. Als beispielhafte Aktion gilt die *Stern*-Kampagne von 1971 mit der Schlagzeile «Wir haben abgetrieben!», in der 374 – auch prominente – Frauen sich öffentlich zu Schwangerschaftsabbrüchen bekannten. Initiiert hatte diese Kampagne Alice Schwarzer, sie orientierte sich dabei an einer ähnlichen Kampagne in Frankreich. Als Autorin von *Der kleine Unterschied und seine großen Folgen* sowie als Begründerin der Zeitschrift *Emma* stellt Schwarzer eine zentrale Figur innerhalb des feministischen Diskurses in Deutschland dar. Wichtige inhaltliche Impulse geben der Bewegung der Siebzigerjahre darüber hinaus Simone de Beauvoirs *Das andere Geschlecht*, Kate Millets *Sexus und Herrschaft* sowie Shulamith Firestones *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*. Zu einem zentralen Thema der Frauenbewegung dieser Zeit wird, in Westdeutschland ebenso wie im internationalen Diskurs, der Umgang mit (männlicher) Gewalt gegen Frauen. Nach dem Vorbild eines britischen Projekts wird 1976 in Berlin das erste Frauenhaus der BRD gegründet. Weltweit entstehen ähnliche Projekte, die Frauen Schutz vor häuslicher Gewalt gewähren sollen, und 1976 findet in Brüssel das erste Internationale Tribunal zu Verbrechen gegen Frauen statt.

Der Neuen Frauenbewegung in der BRD zuzuordnen sind auch militante Zusammenschlüsse von Frauen. Am 4. März 1975 wird ein Bombenanschlag auf

das Bundesverfassungsgericht in Karlsruhe verübt. Die Bombe explodiert in den Abendstunden, es wird niemand verletzt, doch es entsteht erheblicher Sachschaden. Am folgenden Tag wird ein Bekenner*innenschreiben öffentlich, in dem sich Frauen der sogenannten Revolutionären Zellen zu dem Anschlag bekennen. Sie protestieren gegen eine Entscheidung des Bundesverfassungsgerichts, das in der Frage des Paragraphen 218 einer Klage der CDU/CSU stattgegeben und damit eine kurzzeitig gelockerte Regelung wieder aufgehoben hatte. Während von der radikalen Linken in der BRD damals bereits ähnliche Anschläge verübt worden waren, ist dies doch der erste, der sich in dieser Deutlichkeit auf die Forderungen von Frauen bezieht. In der Folgezeit wird aus diesem Zusammenschluss die Gruppe «Rote Zora», die in den Siebziger- bis Neunzigerjahren zahlreiche weitere Anschläge verübt.

Mitte der Achtzigerjahre gründen Migrantinnen und Frauen *of color* eigene Projekte, wie etwa den Zusammenschluss afrodeutscher Frauen ADEFRA. Sie kämpfen für die Anerkennung der Kategorie *race* als Ungleichheitskategorie und für die Wahrnehmung ihrer Perspektive als Schwarze Frauen in Deutschland. Während in der US-amerikanischen Frauenbewegung von Beginn an die Verflechtungen der Kategorien *gender* und *race* eine Rolle spielen, betrachtet die deutsche Bewegung überwiegend die Situation *weißer* Frauen und fokussiert sich auf Klassenunterschiede. Eine der wichtigsten Protagonistinnen des Schwarzen Feminismus in Deutschland und international ist Audre Lorde. Die US-Amerikanerin kommt 1984 als Gastprofessorin an die FU in Berlin und wird eine einflussreiche Akteurin in der noch jungen afrodeutschen Bewegung. Als lesbische Schwarze Feministin lenkt sie Aufmerksamkeit auf die Verknüpfung mehrfacher Diskriminierung und bringt damit einen intersektionalen Feminismus nach Deutschland.

Seit den späten Achtzigerjahren findet allmählich ein Institutionalisierungsprozess innerhalb der Frauenbewegung statt – von Quotenregelungen über Gleichstellungsarbeit bis hin zur staatlichen Finanzierung feministischer Projekte. Der Staat – und seit der Jahrtausendwende verstärkt auch die EU – wird damit vom Gegner zum Ansprechpartner. Während mit der Integration der Bewegung in staatliche Strukturen einerseits feministische Themen einen Platz in der Öffentlichkeit bekommen, verliert andererseits die soziale Bewegung ihre Schlagkraft.

In der DDR stellt sich die Situation der Frauenbewegung in vielerlei Hinsicht anders dar als in Westdeutschland. Auch aufgrund der Vereinnahmung feministischer Themen durch den Staat, gibt es keine vergleichbare Möglichkeit zur Mobilisierung. Feministische Kritik wird mit Autorinnen wie Christa Wolf, Maxie Wander und Irmtraud Morgner vor allem über das literarische Schreiben in die Öffentlichkeit getragen. Doch spätestens ab den Achtzigerjahren organisieren

sich auch die Frauen in der DDR, größtenteils unter dem Schutz der evangelischen Kirche, in verschiedenen nicht-staatlichen Zusammenhängen. Frauen bilden Zusammenschlüsse wie «Frauen für den Frieden», kirchliche Frauengruppen, etwa Arbeitsgruppen zu feministischer Theologie, sowie Lesbengruppen. Aufgrund der unterschiedlichen Rahmenbedingungen beschäftigen die ostdeutschen Feministinnen auch andere Thematiken als ihre Schwestern in der BRD. Diese Unterschiede erschweren eine Zusammenführung der Frauenbewegungen bei der Wiedervereinigung. Doch sie erweisen sich für beide Bewegungen auch als fruchtbar, da sie jeweils andere Perspektiven und Erfahrungen in den Diskurs einbringen.

Als Dritte-Welle-Feminismus wird eine seit den Neunzigerjahren entstandene neue Stoßrichtung feministischer Bewegungen bezeichnet, die sich zunächst im US-amerikanischen Raum entwickelt. Das Erscheinen des Werkes *Gender Trouble* von Judith Butler im Jahr 1990 markiert deren Beginn. Dritte-Welle-Feminist*innen kritisieren die Vorstellung einer einzigen gemeinsamen weiblichen Identität, zusammengefasst in der Kategorie «Frau» als Ausgangspunkt feministischer Kämpfe. Durch eine Dekonstruktion der Kategorie «Frau» in der *queer theory* wird damit jedoch auch das Subjekt feministischer Theorie und Praxis infrage gestellt. Es folgen heftige Diskussionen über eine zukünftige Perspektive feministischer Bewegungen, die sich bis in die Gegenwart ziehen.

Mit dem beginnenden 21. Jahrhundert werden Stimmen laut, die behaupten, die Frauenbewegung habe bereits alles erreicht, frau habe sie nicht mehr nötig. Gegen derartige Auslegungen rührt sich Protest. Seit den 2010er Jahren werden dabei virtuelle Plattformen, gerade soziale Medien, zu einem wichtigen Mittel feministischer Vernetzung. Der Kampf um Selbstbestimmung, um das Recht am eigenen Körper, bleibt aktuell. Während die #aufschrei-Debatte 2013, initiiert von Anne Wizorek, im Wesentlichen den deutschen Raum betrifft, bekommt die #metoo-Bewegung vier Jahre später internationale Aufmerksamkeit. Es teilen schließlich Frauen aus der ganzen Welt in bisher ungekanntem Ausmaß ihre Erfahrungen mit Sexismus, Übergriffen und Missbrauch.

Neben dieser virtuellen Vernetzung existieren auch weiterhin Formen der konkreten Organisierung. Frauenstreiks 2018 in Spanien werden Vorläufer ähnlicher Aktionen in Deutschland und anderswo. Auch der Kampf für das Recht auf Abtreibung ist wieder aktuell. Gerade die Frage des Informationsrechts zum Thema Abtreibung, der Paragraph 219a, ist seit 2017 verstärkt Gegenstand von Auseinandersetzungen. Nicht nur in Deutschland, sondern auch und gerade international stellen sich Frauen einem Backlash entgegen und verteidigen einst erkämpfte Rechte. Demonstrationen gegen Gewalt an Frauen in Brasilien, gegen Sexismus und Missbrauch in den USA und für das Recht am eigenen Körper in Polen sind nur einige Beispiele.

Es ändern sich Form und Ausdruck sowie die Brisanz einzelner Themen, und doch: Von der Frage der Kinderbetreuung, der Thematisierung ungleich verteilter unbezahlter Hausarbeit, über das Recht am eigenen Körper bis zum Kampf gegen Sexismus und Missbrauch mit #metoo, für den Feminismus seit '68 gilt: Das Private bleibt politisch.

Literatur

- Ferree, Myra Marx, *Feminismen. Die deutsche Frauenbewegung in globaler Perspektive*, Frankfurt a. M. 2018.
- Gerhard, Ute, *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*, München ³2018.
- Karcher, Katharina, *Sisters in Arms. Militanter Feminismus in Westdeutschland seit 1968*, Berlin u. a. 2018.
- Piesche, Peggy (Hg.), *Euer Schweigen schützt euch nicht. Audre Lorde und die Schwarze Frauenbewegung in Deutschland*, Berlin 2012.
- Trumann, Andrea, *Feministische Theorie. Frauenbewegung und weibliche Subjektbildung im Spätkapitalismus*, Stuttgart 2002.

1970

Kniefall, wortlos

Gunter Hofmann

Das habe er «den Polen leider nicht ersparen» können, erwiderte Willy Brandt nach der Rückkehr aus Warschau auf die Frage seines Kanzleramtschefs Horst Ehmke, ob ihm bewusst gewesen sei, dass es sich um das Mahnmal zum Aufstand im jüdischen Ghetto der Stadt im Jahr 1943 gehandelt habe, vor welchem er auf die Knie gefallen sei. Das Bild des knienden Regierungschefs, eine stumme Geste der Demut, völlig unerwartet, ging um die Welt. Brandt, der «andere Deutsche». Seine außergewöhnliche Überzeugungskraft hing zweifellos gerade damit zusammen, dass er – der Minderheitsdeutsche – vom norwegischen Exil aus Hitler bekämpft hatte, expatriert worden war, und nun an der Spitze einer sozialliberalen Regierung in Bonn stand.

Ein Denkmal, das an den Warschauer Aufstand 1944 erinnert hätte, gab es seinerzeit nicht. Dass die Deutschen Warschau dem Erdboden gleichgemacht hatten, sah man fast nicht mehr, als der Kanzler nach Polen reiste, um am 7. Dezember 1970 den deutsch-polnischen Vertrag zu unterzeichnen. Kern des Abkommens: die Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze, also die Westverschiebung als Folge des Krieges, den die Deutschen mit dem Einmarsch in Polen ausgelöst hatten. Gerade dieses Herzstück seiner Ostpolitik wurde in einer beispiellos erbitterten Kontroverse als «Verzicht» und «Ausverkauf» attackiert. Die Denunziation, sein Vaterland mit dem Exil verraten zu haben, kehrte damit in neuem Gewand wieder.

Seine Antwort auf Ehmkes Frage verriet, wie sehr ihm bewusst war, um welchen Ort es sich handelte; aber sie illustrierte eben auch, welche vielfältigen Deutungen seine Geste erlaubte, ohne dass er anderen Moral gepredigt oder sie mit dem Zeigefinger ermahnt hätte. Ein kniender deutscher Politiker entsprach ohnehin nicht dem sorgsam gepflegten Feindbild vom aggressiven Westen und den unbelehrbaren Nachbarn. Doppelt peinlich aber war es den Gastgebern wegen der antisemitischen Bugwelle, die seit 1968 unter Regie eines nationalistischen Innenministers, Mieczyslaw Moczar, durch das Land schwappte und

zehntausende polnische Juden ins Exil trieb. Die Zensur sorgte eilig dafür, dass das Photo in den Zeitungen unten abgeschnitten wurde, es sollte so aussehen, als ob der deutsche Gast stehe.

Es war eine Stunde der wahren Empfindung. Überrascht waren selbst die engsten Vertrauten. Eine Mehrheit (48 gegen 41 Prozent) zu Hause verurteilte zunächst Brandts Geste, trotz des Applauses in Ost und West, weltweit. Entlocken ließ er sich noch, am Morgen sei ihm klar gewesen, dass es nicht genügen werde, «den Kopf zu neigen». Der Mann, der ohnehin zum Enigmatischen neigte, war seiner inneren Stimme gefolgt. Am Abend des denkwürdigen Tages jedoch grübelte er vor Freunden und Journalisten darüber nach, wie es komme, dass ihm, dem Rückkehrer aus der Emigration 1946, selbst viele Landsleute mit Misstrauen oder gar Hass begegneten. Hitler hätten sie zunächst vielleicht idealistisch zugejubelt, argumentierte er, aber doch nicht die Verbrechen und den «totalen Krieg» begrüßt. Wieso konnte nicht einmal zwischen ihnen – den Mehrheitsdeutschen, denen er Verständnis entgegenbrachte – und einem Minderheitsdeutschen wie ihm eine Brücke geschlagen werden? Er grübelte also über eine Wunde. Umso bemerkenswerter erschien ihm zudem, dass hingegen mit den polnischen Gastgebern an diesem Tag in Warschau ein «europäisches Gespräch», ein Brückenschlag durchaus möglich war.

Wirklich entziffern wollte und konnte er diese Chiffre «Kniefall» dennoch nicht. In ein paar Sekunden am 7. Dezember setzte der sozialdemokratische Kanzler der westlichen «Politik der Stärke» etwas Eindeutiges, Klares, ein Symbol der Zurückhaltung, wenn nicht der «Entfeindung» (Egon Bahr), jedenfalls das Eingeständnis entgegen, dass die Deutschen für die Folgen des Krieges die Verantwortung übernehmen, den sie über Europa gebracht hatten. Hitlerdeutschland, so ließ er sich verstehen, hatte historisch eine Sonderrolle gespielt, und trotz der Einbindung in die NATO und den Westen erwuchs daraus weiterhin eine Sonderverpflichtung. Mit einem Versöhnungsangebot und Schuldanerkennnis, mit Zurückhaltung sei mehr zu erreichen als mit aggressivem Auftrumpfen und Wiedervereinigungs-Gebetsmühlen. Unversehens erschien der Dialog geradezu als Modell für den Umgang mit Widersachern.

Man hätte ahnen können, dass Brandt so empfindet, hatte es aber vergessen, weil er als «Regierender» in Berlin selber als Kalter Krieger auftrat – obwohl er nach einer Alternative zum Bonner Kurs mit der hohlen Wiedervereinigungsrhetorik suchte. In den Ostverträgen war der Kurswechsel zu Ende gedacht, «Wandel durch Annäherung» lautete die berühmte Tutzinger Formel aus dem Jahr 1963 dafür. Mit dem Kniefall kam aber noch etwas hinzu: Stumm korrigierte Brandt auch das Bild des eigenen Landes, in dem praktisch seit 1949 (!) ein erstaunlich ungenierter Diskurs geführt worden war, wir hätten nun genug gebüßt und allen Anspruch, anerkannt zu werden als «normale» Demokratie.

Unwillkürlich rief Willy Brandts Geste in Erinnerung, wie Konrad Adenauer und Franz Josef Strauß ihn diffamiert hatten, einmal wegen seiner (unehe-lichen) Herkunft, zum anderen ausgerechnet wegen seines Exils. Brandt wirkte wehrlos, als verschlage es ihm die Sprache. Mit dem Kniefall rief er nicht etwa laut um Hilfe von außen, er habe darauf vertraut, sollte er später – apokryph wie so oft – andeuten, dass sich genügend Deutsche finden, «die mich richtig verstehen».

Zu seinen Motiven vor dem Mahnmal blieb er wortkarg. Ich entsinne mich aber, dass er gelegentlich von seinem festen Vorsatz sprach, nach der Rückkehr aus Norwegen über die Vergangenheit radikal zu schweigen. Keinesfalls habe er als Ankläger der Mehrheitsdeutschen, der Zuhausegebliebenen auftreten wollen. Er wusste, dass ihm eine politische Karriere andernfalls wohl kaum möglich gewesen wäre. Nun antwortete er auch auf solche Ressentiments – stumm.

Den polnischen Adressaten wiederum machte Brandt klar, wie sehr ihm die politische Asymmetrie zwischen Polen und Deutschen bewusst sei. Dieses Missverhältnis beschrieb Adam Krzeminski in einem Essay über den Kniefall folgendermaßen: Den Polendiskurs der Deutschen nach dem Krieg habe «fast ausschließlich die Grenzfrage und nicht etwa die deutsche Polenpolitik während der Besatzung von 1939 bis 1945» dominiert (Adam Krzeminski: «Der Kniefall», in: *Deutsche Erinnerungsorte*, S. 638 ff., München 2001). Das rückte der Warschauer Vertrag zurecht. Aber erst der Kniefall, denke ich, machte die Ostpolitik wirklich unhintergebar: Die Welt hatte zugesehen, polnische Augenzeugen weinten, Deutsche schwiegen beklommen. Dahinter gab es kein einfaches Zurück, ohne sich moralisch zu kompromittieren.

Im Vorfeld hatten Überlegungen, wie eine neue Ostpolitik aussehen könne, mehrfach die Grenzen passiert. Der einflussreiche amerikanische Diplomat und Historiker George F. Kennan plädierte bereits in den Fünfzigerjahren für eine Abkehr vom Kalten Krieg. Der Westen, so Kennans Überzeugung, solle getrost auf seine moralischen Werte, auf seine demokratische Stärke vertrauen, nicht auf NATO und militärische Kapazität. Brandt und Bahr hörten genau zu, aber es kam noch zu früh. Erst John F. Kennedy griff den Faden, Zurückhaltung und Selbstvertrauen in die eigene Kraft, wieder auf. Gerade der Mauerbau (1961) habe die Lager konsolidiert, argumentierte der Präsident. Jetzt befügelte er das Duo Brandt/Bahr: Sie zielten auf eine Annäherung zwischen den beiden deutschen Staaten, das wiederum könne dann auf das Verhältnis zu Moskau ausstrahlen. Politik über die Bande.

Bei seinen Emanzipationsversuchen als Kanzler ging er einen Schritt weiter: Man werde Washington «informieren, aber nicht konsultieren», lautete seine berühmte Formel, als er spürte, dass sich in Amerika der Wind erneut gedreht hatte und die Skepsis gegenüber dem deutschen Zauberlehrling und seiner eigenstän-

digen Ostpolitik wuchs. Es blieb jedoch beim Prinzip – und Brandt achtete darauf –, behutsam vorzugehen, diskursiv, auf Resonanz in Europa und Amerika zu lauschen, und darauf wiederum zu reagieren.

Nicht einmal Washington konnte den «Kniefall» und diese neue Art der Annäherung, die nicht auf *appeasement* hinauslief, schlicht ignorieren. Brandt lockerte ja nicht die Westbindung. Er nahm Moskau ein Feindbild. Das Photo konnte man zensieren, ernsthaft infrage stellen ließ sich die Geste auch auf dieser Seite nicht. Kein Wunder, dass der «andere Deutsche» mit seiner Vita und seiner Politik gleichermaßen Ängste im Osten auslöste – Unterwanderung auf Filz-latschen. Auch das ließ er einfach so stehen. Konsequenter weigerte er sich, über langfristige Ziele seiner Ostpolitik zu sprechen. Steine sollten aus der Mauer gebrochen werden. Wenn die Ostpolitik, wie er sie verstand, ein durchaus subversives Moment hatte, dann musste er schweigen darüber.

Das «europäische Gespräch» aber, das Brandt in Warschau mit den Vertretern der Arbeiterpartei führte, nahm tastend schon einmal ein geeintes Europa vorweg, als wäre es nicht durch Mauer und Stacheldraht getrennt. Beide Seiten hörten sich zu.

Der Mann, der kniete: Er hatte Hitler bekämpft, und er war der Minderheitsdeutsche, den eine knappe Mehrheit der Republik (nach Kurt Georg Kiesinger, der noch als «Mitläufer» eingestuft wurde) zum Kanzler gewählt hatte. Aber er polarisierte enorm. Außerhalb der Grenzen fand Brandt tatsächlich zunächst immer noch mehr Respekt und Anerkennung als im eigenen Land. Seine Politik, für die es anfangs keine Mehrheiten gab, wurde allmählich mehrheitsfähig, nicht zuletzt dank dieses internationalen Echos, das er auslöste. Beim Kniefall kam das alles für ein paar Sekunden zusammen.

Im Jahr darauf erhielt Brandt den Friedensnobelpreis. Das war mehr als ein Echo auf den 7. Dezember 1970 – bewusst sollte seine neue Ostpolitik, die Methode der Vertrauenswerbung und des Dialogs unterstützt werden. Und – noch war das Schicksal der Ostverträge im Bundestag ungewiss. «So, so, ein Kreis schließt sich», reagierte Brandt auf die Nachricht aus Oslo von der Auszeichnung. Etwas von einer nachgeholtten «Stunde Null» hatte der Tag, als er den Preis entgegennahm.

In Oslo erzählte dann ein vergnügter Willy Brandt die Geschichte vom kleinen Indianerjungen, der seinen Vater nach einem der üblichen Indianerfilme traurig fragt: «*Do we never win?*» Dieser Junge war er, Brandt, und er wollte damit sagen: Jetzt hatte er gewonnen. Zu Hause hatte er sich derlei offene Worte versagt. Aus Oslo grüßte er nun wie befreit die Freunde der ehemaligen *résistance* in allen Ländern. Die Weltanerkennung relativierte die Erfahrungen im eigenen Land, das ihn 1946 nicht einmal hatte wiedereinbürgern wollen. Willy Brandt verständnisvoll: «Deutschland hat sich mit sich selbst versöhnt; es hat zu sich

selbst zurückgefunden, so wie der Exilierte die friedlichen und menschlichen Züge seines Vaterlandes wiederentdecken durfte.»

Wenn in der Bilanz seines politischen Wirkens stünde, so Brandt, er hätte «einem neuen Realitätssinn» in Deutschland den Weg ebnen helfen – «ein guter Deutscher kann kein Nationalist sein» –, dann hätte sich «eine große Hoffnung meines Lebens erfüllt». Erst in Oslo konnte er aussprechen, was in Warschau allenfalls verschlüsselt anklang: Der junge Sozialist, der als Herbert Frahm zur Welt kam, der Mann mit dem späteren Kampfnamen Willy Brandt, der «ewige Dissident» (so der Literaturwissenschaftler Hans Mayer, Freund Ernst Blochs, der Brandt schon in den Dreißigerjahren kennenlernte und in ihm einen Geistesgefährten erkannte), war wieder bei sich, er war angekommen.

Literatur

Bahr, Egon, *Zu meiner Zeit*, München 1996.

Behrens, Alexander (Hg.), *«Durfte Brandt knien?» Der Kniefall in Warschau und der deutsch-polnische Vertrag. Eine Dokumentation der Meinungen*, Bonn 2010.

Brandt, Willy, *Begegnungen und Einsichten. Die Jahre 1960 bis 1975*, Hamburg 1976.

Brandt, Willy, *Links und frei – Mein Weg 1930–1950*, Hamburg 1982.

Mayer, Hans, *Erinnerungen an Willy Brandt*, Frankfurt a. M. 2001.

1982

Weltenbrand, Theaterdonner und Gebete

Harald Borges

«Ich weiß, meine Lieder, die ändern nicht viel.
Ich bin nur ein Mädchen, das sagt, was es fühlt.
Allein bin ich hilflos, ein Vogel im Wind,
Der spürt, daß der Sturm beginnt.»

(Nicole, 1982)

Was Nicole als «Sturm» verharmloste, ließ damals viele Menschen nachts unter bangem Seufzen wachliegen. Der aberwitzige Wettstreit um das größte Vernichtungspotential zwischen den Machtblöcken beschwor bei Millionen apokalyptische Bilder. Das Letzte, was sie sehen würden, ehe das Höllenfeuer sie heute oder morgen fräße, wäre ein Atompilz von grausiger Schönheit – am Bahnhof, auf dem Marktplatz oder direkt in ihrem Vorgarten, sollte sich eine dieser Drecksraketen verfliegen.

In solchen Zeiten ängstlicher Erwartungen war es kein Wunder, dass die Friedensbewegung 350 000 Menschen in Bonn auf die Beine brachte, und dass Nicole 1982 in Harrogate mit «Ein bißchen Frieden» den Grand Prix Eurovision de la Chanson, den heutigen ESC, erstmals für die Bundesrepublik Deutschland gewann. Außerdem zahlten wir ja seit Jahrzehnten mit unseren Rundfunkgebühren für diese Show, und jetzt waren wir einfach auch mal dran.

Ganz abgesehen davon gereichte uns aber die siebzehnjährige Nicole («Politik interessiert mich nicht») international zur Ehre. Ausgestattet mit weißer Gitarre und keuschem Kleid wirkte sie wie eine Friedenstaube, die mit Inbrunst und unvergleichlichem Augenaufschlag nach einem Ölweig girrte, der letztlich nur von einer gnädigeren Macht irgendwo dort oben geschickt werden konnte. Dass sie am Ende dieses Abends ihr Gebet einer Jungfrau auch noch durch fremdsprachige Einlagen völkerverständigungstechnisch aufbrezelte, brachte ihr europaweit Zuneigung und Spitzenplätze in den Charts ein.

Hinter diesem Produkt standen natürlich gewiefte Profis. Der Komponist

und Musikmanager Ralph Siegel und der Texter Bernd Meinunger hatten über Jahrzehnte ein sicheres Gespür dafür entwickelt, was die Zeitläufte gerade erfordern. Mit Nicole fanden sie eine junge, authentische, kreuzbürgerliche Interpretin, die auf die anstehende Ära Kohl vorauswies und dem (pseudo-)roten Protestsänger-Pöbel profitabel Paroli bieten konnte.

Nur wenige Monate später machte ausgerechnet Christiane F. (berühmt durch Buch und Film über ihre Drogen-/Kinderstrichzeit am Bahnhof Zoo) einen angehenden deutschsprachigen Pop-Klassiker in den USA zum Hit. Rolf Brendel, damals Lebensgefährte von Gabriele Susanne Kerner, kurz «Nena», erinnert sich: Christiane F. «war mit dem Radio-DJ Rodney Bingenheimer aus Los Angeles befreundet, dem sie 1983 den neuesten Trend aus Germany mitbrachte: eine Berliner Band namens NENA. Der Rest ist, wie man so sagt, Geschichte. Unsere Bullets zeigten so lange nach oben, bis wir Platz zwei der Billboard- und Platz eins der Cashbox-Charts belegten (...). Insgesamt wurde der Song in fünf- unddreißig Ländern ein Nummer-eins-Hit.» Die Rede ist von «99 Luftballons» und «dass sowas von sowas kommt».

Auch hier stand die Atomkriegsgefahr Pate, aber es wurde nicht um Frieden gewünselt, sondern lakonisch die vermeintlich irre nukleare Zerstörung der Erde als maskulines War Game besungen. Inspiration soll ein Stones-Konzert gewesen sein, bei dem in der West-Berliner Waldbühne hunderte Luftballons aufstiegen, die in die umliegende DDR flogen – was, wenn zähnefletschende Militärs beider Seiten sie für feindliche UFOs gehalten hätten?

*«99 Jahre Krieg
ließen keinen Platz für Sieger.
Kriegsminister gibt's nicht mehr
und auch keine Düsenflieger.»*

(Nena, 1983)

Genug aufzuräumen gab es also für Nena, die sich als begeisterte Staubsaugerin outete und einst von ihrem Manager Jim Rakete einen Chrom-Staubsauger geschenkt bekam, von dem sie versicherte, er hätte ihr keine größere Freude machen können.

Natürlich waren und sind nicht nur für Nena oder die Scorpions die Hitparaden in den USA der Maßstab aller Dinge, wenn es um die Weltgeltung der (west-)deutschen Musik geht. Vorgemacht hatte es ihnen der Pianist Fritz Schulz-Reichel, der es mit seinem Album *Crazy Otto* 1955 bis an die Spitze der US-Charts schaffte, und dies als Schaf im Schafspelz mit seinem amerikanischen Retro-Sound zwischen Ragtime und Swing im Stil der angeblich ach so goldenen Jahre der USA. Einen solchen Erfolg konnten auch der Easy-Listening-Pio-

nier Bert Kaempfert mit «Wonderland by Night» 1961 sowie Milli Vanilli 1989 einfahren. Letztere wurden allerdings bald als tänzelndes Playback-Duo entlarvt und geteert und gefedert aus der internationalen Gemeinschaft musizierender Großverdiener gejagt.

Weitere Gruppen trugen den Ruf der deutschen Musik in die englischsprachige Welt hinaus: Boney M. und Scooter etwa konnten im Vereinigten Königreich an die Spitze der Charts vordringen, während sich Modern Talking eher mit Erfolgen in den randständigen Bereichen der Pop-Musikwelt hervortat, etwa in der Sowjetunion. Dort konnte das Duo als erste westliche Band seit 1986 seine Alben offiziell vertreiben und Kultstatus erringen. Ob das als Randerscheinung oder Auslöser des Zusammenbruchs der UdSSR zu werten ist, werden noch künftige Generationen von Musikarchäologen leidenschaftlich diskutieren. Ganz undialektisch jedenfalls haben Thomas Anders und Dieter Bohlen ein Diktum von Karl Marx widerlegt: «Hegel bemerkte irgendwo, daß alle großen weltgeschichtlichen Tatsachen und Personen sich sozusagen zweimal ereignen. Er hat vergessen, hinzuzufügen: das eine Mal als Tragödie, das andere Mal als Farce.» Diese beiden hingegen begannen bereits als frisch geföhnte Farce und kehrten nach ihrer Trennung rund elf Jahre später unter dem anhaltenden Hohnlachen der Musikjournalisten als frisch geföhnte Farce an die Spitze der Hitparaden zurück.

Ebenso wie damals Modern Talking achtet heute Rammstein auf ein gepflegtes Erscheinungsbild, und das kommt nicht von ungefähr, denn hier arbeiten seit Jahrzehnten Musiker zusammen, die ihre Wurzeln in der Punker-Szene der DDR nicht verleugnen und aus dem ostdeutschen Umfeld von Bands wie Feeling B, Die Firma oder Orgasm Death stammen. Es war damals «sehr hilfreich, wenn man als Punk über gute Westkontakte oder wenigstens eine Menge Geld verfügte, denn wo sollte man sonst die Springerstiefel herbekommen? Und die Lederjacke? (...) Viele Punks, die ich kannte, kamen aus einem wohlhabenden Elternhaus und konnten sich das leisten. Sie waren am allgemeinen Geschehen sehr interessiert und konnten ein gutes Abitur vorweisen. Mit ihren proletarischen Vorbildern aus England verband sie nur die Liebe zur Punkmusik und dass sie es aushielten, auf der Straße beschimpft oder verprügelt zu werden. Die beruflichen Perspektiven waren zwar nicht überwältigend, wenn man wie ein Punk aussah, aber die meisten von uns waren mit ihren Jobs bei der Post, der Volkssolidarität oder auf dem Friedhof sehr zufrieden,» konstatiert Keyboarder Flake.

Seit 25 Jahren schafft es Rammstein mit dadaistischen und expressionistischen Textstimmungen ebenso wie mit sexuellen Gewaltanspielungen bis ins Feuilleton, doch auch die Konzertsäle der Welt bis hin zum Madison Square Garden in New York liegen den Alt-Punkern zu Füßen. Sie haben sich einen Traum verwirklicht, den niemand sonst auch nur zu träumen gewagt hatte: «Schließlich war

es keine Kunst, in Deutschland mit deutschen Texten berühmt zu werden, aber wenn uns Amerikaner gut finden würden, die die Texte nicht verstanden, hieße das für uns, dass wir wirklich gute Musik machten.» Die überwältigende Wirkung ist nicht zuletzt einer ausgefeilten Bühnenästhetik und -technik zu verdanken, die wenig ungezeigt lässt und alles anbietet, wovon ein bekennender Pyromane in seinen besessensten Momenten nur träumen kann. Man muss sich die Körper der Musiker wohl als von Brandeinschlägen ähnlich zerfurcht denken wie die Oberfläche des Mondes. Ihre Gigantomanie wurzelt aber nicht in Leni Riefenstahl oder Albert Speer. Hier toben vielmehr ein paar Jungs in mittlerweile gesetzterem Alter immer wieder aus purer Herzenslust ihre anarchische Spiel-laune aus, und die Welt mag das so. Das ist nichts für anämische Deutebolde, sondern für sensible Männer mit Muckis wie den Sänger und Lyriker Till Lindemann, dem wir manche unsterblichen Worte verdanken:

*«Kindheit
Harz tropft aus verletzter Rinde
dennoch bleibt der Baum am Leben
doch
der Schorf von frühen Wunden
bleibt gerne auf der Seele kleben»*

Andere Künstler hingegen haben diesen Schorf abgestreift wie ein Schmetterling seine Puppenhülle. Für die meisten deutschen Musiker nach dem Zweiten Weltkrieg stellte sich das traditionelle deutsche Problem, wie sie es schaffen könnten, das Ausland zu erobern. Eine ganz spezielle deutsche Gruppe aber – sie war und ist eher eine eigene kollektive Lebensform als eine Band – hat diese Frage umgekehrt: Wie können wir uns von fremder Musikkultur so durchdringen lassen, dass wir zu einer anderen Musik finden? Embryo machte ab 1969 als eine oszillierende Krautformation von schrägem Charme Furore und begab sich dann im September 1978 auf eine neunmonatige Tour durch Iran, Afghanistan, Pakistan und Indien, um dort zu musizieren, zu lernen und sich zu verpuppen. Eine Musikkarawane in drei schrottreifen Bussen, bald auch mit einem Neugeborenen, zog durch Asien, und keiner der Beteiligten sollte unverpuppt heimkehren, vielleicht auch als Mitglied der unterwegs abgespaltenen Dissidenten. Es erwuchs eine neue Musik aus Orient und Okzident, weil hier Menschen miteinander wirkten, die nichts mehr gefürchtet hatten, als dass sie der Welt abhanden kommen könnten. Sie spielten fremde Musik nicht einfach nach, sondern verwandelten sie sich im gemeinsamen Musizieren mit fremden Musikern an und lebten dabei auf einem eigenen musikalischen Globus.

Als Embryo auf der Heimreise aus Indien im Frühjahr 1979 noch einmal in

Kabul auftrat, baumelte über der schmucklosen Bühne ziemlich schief ein Bild des Ministerpräsidenten Nur Muhammad Taraki. Aber das interessierte wenig in diesem Land am Rande des nächsten Bürgerkriegs. Taraki starb im Oktober, angeblich mit einem Kissen erstickt. Sein Nachfolger und Auftraggeber des Kissens, Hafizullah Amin, überlebte Ende Dezember ein vergiftetes Essen und eine Handgranate nicht; wie es weiterging, ist bekannt. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Konzert von Embryo im Frühjahr 1979 das für Jahrzehnte letzte unter Beteiligung auswärtiger Musiker in Kabul war, ein letzter musikalischer Kuss der ganzen Welt.

Aber was war da eigentlich entstanden? Weltmusik? Ur-Embryo Christian Burchard, der wie kaum ein anderer geholfen hat, die Welt klein und die Musik groß zu machen, kommentierte es verschmitzt: «Weltmusik gibt es nicht – wenn man alle Musik gleichzeitig spielen würde, käme ein weißes Rauschen dabei heraus.»

Literatur

Flake, Heute hat die Welt Geburtstag, E-Book, 2017.

Brendel, Rolf, NENA. Geschichte einer Band, Berlin 2014.

Wagner, Christoph, Der Klang der Revolte. Die magischen Jahre des westdeutschen Musik-Underground, Mainz 2013.

Filme: «Vagabunden Karawane» von Werner Penzel (1979), «Embryo – A Journey of Music and Peace» von Michael Wehmeyer (2018).

1996

Amerikanischer als die Amerikaner

Susan Vahabzadeh

Erst fällt ein Schatten über die amerikanische Flagge auf dem Mond, dann schiebt er sich langsam über den Horizont. Von der ersten Szene an war klar, dass Roland Emmerichs Film *Independence Day* der Mär von den fliegenden Untertassen den Garaus machen würde. Gigantisch ist das Raumschiff, so groß wie ein Viertel des Mondes. Die Drohnen, die es über der Erde positioniert, haben viele Kilometer Durchmesser, und der Himmel verdunkelt sich über New York, als eine von ihnen sich durch die Wolkendecke schiebt. Über Washington, Los Angeles und den Metropolen der Welt warten diese Riesenwaffen ihren Countdown ab, dann legen sie die Städte in Schutt und Asche. Ein Strahl fährt ins Empire State Building und ins Weiße Haus, und Feuerlawinen walzen die Straßen hinunter.

Außerirdische trieben bis zu *Independence Day* ihr Unwesen im All, oder ihre Raumschiffe landeten auf einsamen Feldern – aber in den Jahren vor *Independence Day* hatten am Computer bearbeitete oder gar generierte Bilder völlig neue Möglichkeiten erschaffen. Wenn heute auf der Leinwand die Golden Gate Bridge oder der Eiffelturm explodieren, ist das für sich genommen noch kein Grund, ins Kino zu gehen – solche Spektakel gehören inzwischen zu den Standards im Actionfilm. Als *Independence Day* am 3. Juli 1996 startete – im Film selbst ist das mitten im Angriff – brach der Film sehr schnell Rekorde. Binnen weniger als einer Woche hatte er 100 Millionen Dollar eingespielt, mehr als er gekostet hat. Insgesamt wurden es mehr als 800 Millionen. Und sein Schöpfer Roland Emmerich, ein schlaksiger junger Mann aus Stuttgart mit schwäbischem Akzent, war in Hollywood der Mann der Stunde.

Emmerich hatte es mit seinem Film geschafft, amerikanischer zu sein als die Amerikaner selbst. Gemeinsam mit seinem Produzenten Dean Devlin hatte er das Drehbuch zu *Independence Day* geschrieben, ein Heldenepos, in dem ein unfehlbarer Präsident, heldenhafte Soldaten und Wissenschaftler, die bereit sind, ihr Leben zu riskieren, gemeinsam die Außerirdischen in die Flucht schlagen – und das alles am Unabhängigkeitstag der Amerikaner, der dann zu so einer Art

Weltunabhängigkeitstag wird. Das sagt der Präsident (Bill Pullman), der dem explodierenden Weißen Haus nur knapp entronnen ist: der Tag, an dem die Menschheit erklärt hat, dass sie nicht kampflös in die Nacht entschwinden wird.

Roland Emmerich, geboren 1955, im selben Jahr, als die Bundesrepublik der Nato beitrug, feierte in *Independence Day* die USA als das Land, als das sie selbst gesehen werden wollten, und so, wie sie sich einem von Amerika und vor allem vom Kino begeisterten Westdeutschen darstellten. Emmerich liebte amerikanische Filme – nicht des Patriotismus wegen, sondern weil er Fantasy mochte. *Independence Day* sei, sagte er, ein moderner Mythos: eine Invasion von Außerirdischen, deren Verwandte seit den Fünfzigerjahren in Roswell lagern.

Ein bisschen kitschig wirkten die patriotischen Ausrufe, die immer wiederkehrende amerikanische Flagge in *Independence Day* auch im Sommer 1996 schon, aber vieles, was Emmerich zeigte, löste keinerlei negative Assoziationen aus: jene Figuren im Film beispielsweise, die auch ohne Uniform mit gewaltigen Gewehren herumlaufen; Massenschießereien hatte es zwar schon gegeben, aber sie waren noch seltener gewesen. Und das Bild, wie sich eine Walze aus Schutt und Feuer durch einen Straßenzug in Manhattan ergießt, war reine Phantasie und nicht der gespensterhafte Zwilling realer Bilder vom World Trade Center, das nach dem Anschlag vom 11. September einstürzte.

Emmerich war aus mehreren Gründen zur richtigen Zeit am richtigen Ort mit seinem Projekt aufgetaucht. Es war schon sein dritter Film in den USA, der erste, *Universal Soldier*, war ein nur mittelmäßig erfolgreich gewesen, der zweite aber, *Stargate*, hatte trotz mäßiger Kritiken 1994 fast 200 Millionen Dollar eingespielt. Vorher hatte Emmerich schon in Deutschland Filme gemacht – bis auf sein Regiedebüt, den Science-Fiction-Film *Das Arche Noah Prinzip*, als Abschlussarbeit an der Münchner Hochschule für Film und Fernsehen gedreht, immer auf Englisch. Für *Independence Day* rekrutierte er aber Studenten einer anderen Filmhochschule – die Filmakademie Baden-Württemberg hatte erst 1991 den Betrieb aufgenommen, der Schwerpunkt lag auf Trickfilm und Spezialeffekten. Einer der jungen Absolventen aus Ludwigsburg, Volker Engel, wurde bei *Independence Day* Special Effects Supervisor und gewann dafür im Jahr darauf sogar einen Oscar. Bei der 20th Century Fox, einem der großen Filmstudios, wurden Emmerich, sein Drehbuch und sein Team vom Fleck weg engagiert.

Emmerich und Engel hatten schon bei der in Deutschland gedrehten Fernsehserie *Moon 44* zusammengearbeitet, sie verwendeten eine Mischung aus alten Methoden und neuer Technik – das hatten sie in Deutschland gelernt, wo finanzielle Nöte beim Dreh erfinderisch machten. In Deutschland wird fast nie für den Weltmarkt produziert, außerdem ist die Filmindustrie von staatlichen Förderungen abhängig – da sind die Mittel beschränkt. In Hollywood war schon wieder vergessen worden, dass man Effekte auch mit Modellen drehen konnte, die

an Leinenfäden hängen. Emmerich hatte *Independence Day* für nur 75 Millionen Dollar gedreht. Für einen Film mit Spezialeffekten war das ein sehr niedriges Budget. Zum Vergleich: Der Superhelden-Film *Batman & Robin*, der im Jahr darauf ins Kino kam, schlug mit 125 Millionen Dollar zu Buche. «Und ich habe als guter Schwabe gesagt: Diese Filme in Amerika sind zu teuer. Ich habe immer wieder bewiesen, dass man die 20 oder 30 Millionen billiger drehen kann», sagte Emmerich 2017 in einem Interview mit der *Stuttgarter Zeitung*.

Das war einer der Gründe, warum man in Hollywood so begeistert war von Emmerich – weil er so effizient arbeitete. Das galt durchaus als deutsche Tugend – Wolfgang Petersen, der für *Das Boot* (1981) als Regisseur und Drehbuchautor Oscar-Nominierungen erhalten hatte, war auch nach Hollywood abgewandert und hatte gerade nacheinander zwei sehr erfolgreiche Kassenschlager abgeliefert, *In the Line of Fire* (1993) und *Outbreak* (1995). Aber ein Angriff von Außerirdischen war nichts für Petersen, der in Deutschland mit sehr realistischen Dramen angefangen hatte. Das war das Kino, das zu seiner Zeit in der Bundesrepublik gemacht wurde. Die deutschen Emigranten, die in den Dreißigerjahren aus Berlin nach Hollywood gekommen waren – Marlene Dietrich, Josef von Sternberg, Fritz Lang, Billy Wilder, viele jüdische Flüchtlinge aus allen Filmberufen –, kamen aus einer florierenden Filmindustrie, der einzigen, die Hollywood damals das Wasser reichen konnte. Im Nachkriegsdeutschland war an weltweite Kassenschlager nicht zu denken.

Der Hype um Emmerich hatte in den USA begonnen, nachdem die Fox einen Trailer für *Independence Day* beim Superbowl gezeigt hatte. Am 12. Mai 1996 erschien in der *New York Times* ein Artikel über die demnächst erwarteten Kassenschlager und ihre Schöpfer: «Hollywood's Newest Boys of Summer». Die Blockbuster, die großen Kassenschlager, begannen, Hollywood zu dominieren – der Begriff «event movie» war in aller Munde, und auf Emmerich setzte man besonders große Hoffnungen. Es war ein doppeldeutiger Titel, mit dem das *Time Magazine* am 8. Juli eine große Geschichte überschrieb, in der es um einen Science-Fiction-Boom ging, den das amerikanische Kino gerade erlebte, und vor allem um *Independence Day*: «The Invasion has begun!» Emmerich war Teil eines Trends – aus dem Kino wurde ein Spektakel, es wurden größere Summen in Filme investiert als je zuvor, Merchandising und Marketing wurden zu einem wichtigen Teil des Filmemachens. Was passt dazu besser als Science-Fiction? Schon *Star Wars* von 1977, Vorreiter für diese Art des Filmemachens, hatte zu diesem Genre gehört.

Es hatte eine neue Stufe der Industrialisierung des Kinos begonnen, jene, die dazu führte, dass die großen amerikanischen Filmstudios bald nur noch auf große, von Effekten getriebene Filmprojekte setzten und kleinere, persönliche Dramen und Komödien an den Rand ihrer Produktionsprogramme drängten. Die ameri-

kanische Filmindustrie wurde ergriffen von der Sehnsucht nach kalkulierbaren, kontrollierbaren Erfolgen, bis dann Fortsetzungen von den immer selben Action- und Superhelden-Filmen einen Großteil der Leinwände belegten. Auch in der Hinsicht war Emmerich amerikanischer als die Amerikaner: «Später traf ich Steven Spielberg», erzählte Roland Emmerich, «und er sagte zu mir: Dieser Film wird die Blockbuster-Filme im Sommer mehr verändern als irgendeiner zuvor. Ich denke, er hatte recht.»

Der Slogan, mit dem Roland Emmerichs nächster Film beworben wurden, hätte für ganz Hollywood stehen können: «Size does matter!», es ist doch die Größe, die zählt, stand auf den Plakaten für *Godzilla* (1998). Aber gerade *Godzilla* erwies sich dann als gutes Beispiel für die Grenzen der Berechenbarkeit im Kino – der Film hatte fast das Doppelte von *Independence Day* gekostet, spielte aber weniger als die Hälfte ein. Emmerich selbst hat sich bis 2016, zwanzig Jahre lang, dagegen gewehrt, *Independence Day* fortzusetzen, dann tat er es doch. Er war auf der Suche nach Originalität. Er sollte recht behalten – *Independence Day: Wiederkehr* war nur mittelmäßig erfolgreich. Aber mit dem Original ist Roland Emmerich sowieso für immer Teil der Filmgeschichte.

Literatur

Corliss, Richard et al., The Invasion has begun!, Time Magazine, 8. 7. 1996.

Roland Emmerich, Vivica A. Fox & Jeff Goldblum Reflect on 'Independence Day' and discuss Sequel, Deadline, 4. 5. 2016.

Hollywood's newest Boys of Summer, New York Times, 12. 5. 1996.

Interview mit Roland Emmerich in der Stuttgarter Zeitung, 17. 5. 2017.

Bart, Peter, The Gross. The Hits, the Flops – the Summer that ate Hollywood, New York 1999.

2011

Energiewende – Von Fukushima zu Wind und Solar

Frank Uekötter

Energiesysteme sind träge. Kraftwerke und Versorgungsnetzwerke werden für Jahrzehnte geplant und gebaut, ganze Wirtschaftszweige hängen an billiger, allzeit verfügbarer Energie, und die Konsumbürger westlicher Industriegesellschaften lieben ihren energieintensiven Lebensstil. Aber manchmal kommen die Dinge in Bewegung, weil sich ganz unterschiedliche Ereignisse in verschiedenen Teilen der Welt in schwindelerregender Weise miteinander verbinden. Eine solche Ereigniskette begann am 11. März 2011, als vor der japanischen Pazifikküste die Erde bebte. Ein Tsunami traf das Atomkraftwerk Fukushima Daiichi, die Zerstörungen führten zu Kernschmelzen in drei der sechs Reaktoren, am Tag nach dem Beben ging das Fernsehbild eines explodierenden Reaktors um die Welt, und im fernen Berlin, wo die Bundesregierung eigentlich gerade ins Wochenende gehen wollte, jagte eine Krisensitzung die nächste. Zwei Wochen später stand eine Landtagswahl in Baden-Württemberg ins Haus, es drohte knapp zu werden für den Ministerpräsidenten Stefan Mappus, der zu allem Überfluss auch noch einer der größten Anhänger der Atomkraft in der CDU war. Vier Tage waren seit dem Beben vergangen, als Bundeskanzlerin Merkel vor die Presse trat und die vorläufige Stilllegung von sieben deutschen Reaktoren verkündete. Ihre Regierung setze nun auf eine beschleunigte Energiewende.

Die Landtagswahl ging trotzdem verloren, und Baden-Württemberg hat seither den ersten grünen Ministerpräsidenten der Republik. Die sieben Reaktoren gingen jedoch nie wieder ans Netz, und für die übrigen Anlagen einigte man sich auf eine Stilllegung bis 2022. Kein anderes Land der Welt reagierte ähnlich rasch auf die Katastrophe von Fukushima, selbst in Japan ist weiterhin offen, was Fukushima für die Zukunft der Kernenergie bedeutet. Das Land nahm zunächst alle Reaktoren vom Netz und fährt sie seither zögerlich wieder hoch. In Deutschland waren hingegen die Würfel gefallen, seit der Bundestag am 30. Juni 2011 mit breiter Mehrheit den Atomausstieg beschloss. Ein Jahr später stand die «Energiewende» als neues Lehnswort in der *New York Times*.

Es war das plötzliche Ende einer Kontroverse, die die Bundesrepublik seit den Siebzigerjahren in Atem gehalten hatte. Ganz unterschiedliche Menschen kämpften jahrzehntelang gegen die Atomkraft: Bauern, Naturschützer, aufmüpfige Studenten, besorgte Hausfrauen, kritische Wissenschaftler, Journalisten im Jagdfieber. In den Siebzigerjahren formierte sich die Bewegung vor allem an den Bauplätzen neuer Reaktoren, später standen Gorleben und Wackersdorf im Mittelpunkt des Anti-Atom-Protests. Es blieb freilich eine westdeutsche Bewegung. Die Kernkraftwerke der DDR wurden im Zuge der Wiedervereinigung stillgelegt, und so blieben von der ostdeutschen Kernenergie nur Sanierungsprojekte, die zwar Milliarden verschlangen, aber politisch unumstritten waren.

Der Protest zielte auf einen Komplex aus Staat, Großforschung und Energiekonzernen, die auf den ersten Blick eine gemeinsame Front zu bilden schienen. Tatsächlich verfolgten sie divergente Interessen, und Entscheidungen über Reaktorprojekte waren oft erstaunlich kurzfristig und nicht selten auch kurzlebig. Der Aufbau des bundesdeutschen Atomstaats folgte keinem visionären Plan, und die Energieprognosen, die den Boom des Reaktorbaus seit den späten Sechzigerjahren legitimierten, erwiesen sich als überzogen. Es ist die große Ironie des bundesdeutschen Atomkonflikts. Die langhaarigen Bummelstudenten, die den Energiemanagern der Siebzigerjahre gehörig auf den Geist gingen, haben den Stromkonzernen tatsächlich gigantische Fehlinvestitionen erspart.

Die letzten Atomkraftwerke wurden in den Achtzigerjahren fertig gebaut, und seit den Neunzigerjahren verfolgte kein deutscher Energiekonzern mehr ernsthaft Neubaupläne. Ähnlich sah es in den Nachbarländern aus. Die europäischen Regierungen lancierten unterschiedliche Bauprogramme mit verschiedenen Reaktortypen, aber letztlich wurden sie damit – um mit Tolstoi zu sprechen – jeweils auf ihre eigene Weise unglücklich. Die hohen Kosten und die langen Bauzeiten machten Reaktoren auch dort unattraktiv, wo Proteste weniger heftig ausfielen als in der Bundesrepublik. Auch die Hoffnung auf einen neuen Aufschwung im Zeichen des Klimawandels zerschlug sich in den Demokratien des Westens. Laufende Reaktorprojekte in Frankreich, Großbritannien und Finnland sind längst für Verzögerungen und Kostensteigerungen berüchtigt. Inzwischen werden neue Reaktoren fast nur noch in Asien gebaut.

Ohne neue Reaktoren war ein schleichendes Ende des Atomzeitalters auf lange Sicht unvermeidlich. In Deutschland war der Ausstieg jedoch ein politisches Projekt. Die SPD wandte sich nach langen internen Konflikten im Schatten von Tschernobyl gegen die Atomkraft, und die rot-grüne Bundesregierung einigte sich 2000 mit den Energiekonzernen auf eine Begrenzung der Restlaufzeiten. Die damalige CDU-Vorsitzende Angela Merkel kritisierte die Einigung, die ihr aber bei der Kehrtwende nach Fukushima zugutekam: Nur deshalb konnte die Regierung Merkel Atomkraftwerke stilllegen, ohne milliardenschwere Entschädigungs-

zahlungen zu fürchten. Gerichte sprachen den Konzernen später doch noch Entschädigungen zu, weil die Bundesregierung die Reaktorlaufzeiten ein halbes Jahr vor Fukushima deutlich verlängert hatte, aber das war nur ein Bruchteil der Kosten, die ohne den rot-grünen Atomkonsens fällig gewesen wären.

Als die Länder des Westens in den Fünfzigerjahren die ersten Reaktoren bauten, galt Atomkraft als Verkörperung des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. In heutigen Begriffen würde man von einer Schlüsseltechnologie sprechen, bei der kein Land den Anschluss verlieren wollte. In der Bundesrepublik kam noch die Hoffnung hinzu, mit einem forcierten Einstieg in die Atomtechnik den fatalen Exodus der Wissenschaftler in der NS-Zeit wettzumachen. Aus dem 1955 geschaffenen Bundesministerium für Atomfragen ging das heutige Bundesministerium für Bildung und Forschung hervor. Die großen Hoffnungen auf das «friedliche Atom» schrumpften jedoch immer mehr, und seit den Siebzigerjahren war Atomkraft nur noch ein recht komplizierter Weg zur Erhitzung von Wasser zwecks Stromproduktion in Großkraftwerken. Als Merkel den Atomausstieg verkündete, galt Atomkraft nur noch als «Brückentechnologie» – eine jämmerliche Schrumpfverson der einstigen Utopien.

Die Hoffnungen wanderten zu anderen Technologien. Mit den Ölkrisen der Siebzigerjahre gewann Energieeffizienz für Regierungen und Unternehmen an Bedeutung, so dass sich Energieverbrauch und wirtschaftliches Wachstum ein Stück weit entkoppelten. Auch die Entwicklung alternativer Energien wurde großzügig gefördert, und das nicht nur mit Geldern für Forschung und Entwicklung. 1990 verabschiedete der Bundestag das erste Einspeisegesetz, das für Strom aus erneuerbaren Quellen Garantiepreise festlegte. Im Jahr der Wiedervereinigung blieb das Gesetz weithin unbeachtet, aber im Rückblick war das der Beginn der Energiewende. Ohne die Festpreise und die Pflicht der großen Stromkonzerne, alternativ erzeugten Strom abzunehmen, wäre es nie zu einem Boom bei Windkraft, Biogas und Solarenergie gekommen. Neue Unternehmen tummelten sich in dem wachsenden Markt, während die einstigen Gebietsmonopolisten weiter auf Großkraftwerke setzten. Nach Fukushima kamen sie dadurch auch wirtschaftlich in die Bredouille.

Die Energiewende war nicht billig, aber Politiker und Manager merkten rasch, dass sich Umweltschutz nicht nur aus idealistischen Gründen lohnte. Hier lockte auch eine Chance für die deutsche Exportindustrie: Ein Zeitalter der Nachhaltigkeit und Ressourcenschonung brauchte ausgeklügelte, innovative Anlagen, die forschungsintensive deutsche Unternehmen besonders gut produzieren konnten. Dass Umweltschutz Arbeitsplätze schuf, wurde zu einem parteienübergreifenden Mantra und zum vielleicht wichtigsten Argument für eine energische Umweltpolitik. In kaum einem Bereich gibt es unter den Deutschen so wenig Vorbehalte gegen eine globale Führungsrolle ihres Landes. Vielen ist noch nicht

einmal bewusst, dass eine globale Umweltpolitik, in der der Rest der Welt vor allem als dankbarer Käufer deutscher Wertarbeit vorkommt, jenseits der deutschen Grenzen auf Verständnisprobleme stößt.

Technologisch und politisch war die Energiewende also längst eingefädelt, als Merkel ihre Kehrtwende in der Atompolitik vollzog. Sie war Symbolpolitik im besten Sinne: Merkels Energiewende basierte nicht auf neuen Steuerungsinstrumenten oder Technologiesprüngen, sondern vor allem auf dem Signal, dass der Umbau des bundesdeutschen Energiesystems nach Fukushima schneller und umfassender vorangetrieben werden sollte als zuvor. Das trug wesentlich dazu bei, dass der Anteil der erneuerbaren Energien am deutschen Stromverbrauch 2018 bei 37,8 Prozent lag. In absoluten Zahlen hat sich die Bruttostromerzeugung aus erneuerbaren Quellen damit seit der Jahrtausendwende um mehr als das Sechsfache gesteigert.

Statistisch gesehen lag Deutschland bei den erneuerbaren Energien ein paar Prozentpunkte über dem Durchschnitt der EU-Länder, der 2018 bei 32,3 Prozent lag. Die reale Bedeutung ging freilich über die bloßen Zahlen hinaus. Deutschland setzte auf erneuerbare Energien, obwohl es Kohlevorkommen und eine energiehungrige Industrie hatte, und es war von der Natur auch nicht sonderlich begünstigt. Es hatte keine üppigen Wasserkraftpotentiale wie Norwegen oder die Schweiz, keine geothermische Energie à la Island, und die Sonne schien in Deutschland auch nicht öfter als im Rest Europas. Wenn Deutschland es trotzdem schaffte, sein Energiesystem umzubauen, gab es für die Industrieländer der Welt keine Ausreden mehr.

Hinzu kam das Glück des Kairos, des günstigen Moments. Merkel verkündete die Energiewende weniger als anderthalb Jahre, nachdem die globale Umweltdiplomatie auf dem Klimagipfel von Kopenhagen ein Debakel erlebt hatte. Kritische Fragen nach den Kosten wirkten zunächst kleinkariert, auch weil die teure Bankenrettung während der globalen Finanzkrise noch frisch im Gedächtnis war. Außerdem besaß der Schritt die Aura der Vernunft: Angela Merkel, als Bundesministerin in den Neunzigerjahren noch begeisterte Anhängerin der Atomkraft, hatte aus der Katastrophe gelernt. In einer Welt, die aus den Fugen zu geraten schien, wurde Merkels Regierungsstil zum Symbol, dass das Licht der Aufklärung noch nicht erloschen war.

Die Energiewende ist freilich ein unvollendetes Projekt. Im Jahr 2050 will Deutschland treibhausgasneutral wirtschaften, aber im Moment hängt das Land noch an den fossilen Energien, und man muss nicht lange nach ambivalenten Indizien suchen. 2019 einigte sich die Große Koalition nach zähem Ringen auf ein halbherziges Klimapaket, der Ausbau der Windkraft kam in der ersten Jahreshälfte nahezu zum Stillstand, und von der klimapolitischen Ungeduld, die Greta Thunberg und ihre «Fridays for Future»-Proteste symbolisieren, ist die Real-

politik der Energiewende ohnehin weit entfernt. Energiesysteme sind träge, und Menschen sind es erst recht. Vielleicht wird die Merkel'sche Energiewende in ein paar Jahren deshalb nicht mehr als Zeichen der Hoffnung gelten, sondern eher als Memento, wie wenig man 2011 klimapolitisch tun musste, um weltweit Aufsehen zu erregen.

Literatur

Quaschnig, Volker, Erneuerbare Energien und Klimaschutz. Hintergründe – Techniken und Planung – Ökonomie und Ökologie – Energiewende, München 2018.

Radkau, Joachim, Lothar Hahn, Aufstieg und Fall der deutschen Atomwirtschaft, München 2013.

Uekötter, Frank, Deutschland in Grün. Eine zwiespältige Erfolgsgeschichte, Göttingen 2015.
www.agora-energiewende.de.

2017

Brücken nach Babylon – Deutschlands bi-nationale Paare

Michael Jeismann

Die Liebesgöttin Aphrodite wäre entzückt: Auf Zypern, ihrer Geburtsinsel, können Liebende, die in ihren Heimatländern wegen religiöser Vorschriften kirchlich nicht heiraten dürfen und standesamtlich nicht heiraten können, sich ohne Umstände trauen lassen. Kein Wunder, dass Paare aus dem Nahen Osten nach Zypern strömen, um dort zu heiraten: Juden, Christen und Muslime umgehen so das Verbot gemischt-konfessioneller Ehen, das in Israel, in den palästinensischen Autonomiegebieten ebenso wie im Libanon oder Libyen besteht und wo die Institution der Zivilehe fehlt. Einmal verheiratet stellt sich die Frage, wohin die frisch Vermählten sich wenden sollen: Wo können, wo dürfen sie ohne Anfeindungen zusammenleben?

Das fragten sich auch die israelische Tänzerin und Choreographin Jasmin Avissar und ihr Mann, der aus Palästina stammende Bildhauer und Bühnenbildner Osama Zatar, beide 1980 geboren. Wenngleich ihre Eltern aufgeschlossen waren, stellte sich das Zusammenleben in Israel oder auch in Palästina wegen zahlreicher Schikanen hier wie dort als so beschwerlich heraus, dass es auf Dauer einer Lebensverhinderung gleichkam. So beschloss Jasmin Avissar in das Land zu gehen, aus dem ihre Großmutter als Jüdin vor dem Nationalsozialismus hatte fliehen müssen: nach Deutschland. Sie ist eine von 100 000 Israelis, die einen deutschen Pass besitzen – die meisten als Nachfahren verfolgter deutscher Juden zur Zeit des Nationalsozialismus. Tatsächlich leben rund 14 000 israelische Einwanderer derzeit in Deutschland. Jasmin fand in Berlin rasch Arbeit in ihrem Beruf. Nach einer Weile konnte Osama ihr folgen – und das Glück hätte perfekt sein können.

So ungewöhnlich diese palästinensisch-israelische Beziehung auf den ersten Blick anmutet, so ist Deutschland gar nicht so selten die Wahlheimat für Paare aus aller Welt. Im Jahr 2017 lebten 1,7 Millionen Paare hier, bei denen beide Partner eine ausländische Staatsangehörigkeit besaßen. Sodann 1,5 Millionen bi-nationale Paare, bei denen einer der Ehepartner die deutsche Staatsbürgerschaft hat,

der andere einen ausländischen Pass. Hier, im Innersten der Gesellschaft, gelingt oft, was auch im Großen gelingen sollte: Eine Symbiose zum Wohl aller.

Die Zahl dieser Paare hatte sich allein im Zeitraum von 1996 bis 2013 von 700 000 auf 1,4 Millionen verdoppelt. Diese Tendenz ist eine weltweite Erscheinung, zu der auch gehört, dass die Akzeptanz dieser Paare heute um ein Vielfaches größer ist als noch vor zwanzig oder dreißig Jahren. Das amerikanische Meinungsforschungsinstitut Gallup hat ermittelt, dass die Akzeptanz «interethnischer Paare» in der Bevölkerung der Vereinigten Staaten von vier Prozent im Jahr 1958 auf 87 Prozent im Jahr 2013 gestiegen ist – eine ähnliche Tendenz ist in allen westlichen Staaten ebenso zu beobachten wie in den Staaten der früheren Sowjetunion oder Lateinamerikas. Man täuscht sich nicht, wenn man in der steigenden Zahl bi-nationaler Paare eine Globalisierung durch Liebe, prosaischer: durch einen grenzenlosen Heiratsmarkt erkennt. Damit verbunden ist in Deutschland eine beträchtliche Integrationsleistung von Seiten der Deutschen wie der Nicht-Deutschen, eine Art zweiter Wende nach der Vereinigung Deutschlands von 1989/90.

Diese Zusammenschlüsse von Deutschen und Nicht-Deutschen haben Deutschland eine ganz neuartige Erfahrung von Unterschiedlichkeit vermittelt: Wenn afrodeutsche Fußballspieler selbstverständlich Teil der Nationalmannschaft sind, wenn bekannt ist, dass das «Zuckerfest» kein Name für eine neue Initiative der Süßwarenindustrie ist, sondern das Ende des Ramadans bedeutet, kurz, wenn vieles, was vor wenigen Jahrzehnten noch exotisch war, heute zum deutschen Alltag gehört, dann ist das die Folge einer alltäglich gewordenen Begegnung von Deutschen und Nicht-Deutschstämmigen, zu der auch Liebesbeziehungen gehören. In den vergangenen zehn Jahren zählte das Statistische Bundesamt im jährlichen Schnitt 14 Prozent sogenannte bi-nationale Ehen in Deutschland.

Im Lauf der Geschichte haben die Geschichten solcher Paare Neues für die Gesellschaft fassbar gemacht. Diese Paare verweisen auch heute auf einen Wandel in der Gesellschaft, den sie selbst repräsentieren – und zugleich auf ein Angleichen, was das Fremde zum Eigenen werden lässt. Deshalb wird heute die Frage, woher einer komme, als obsolet empfunden. Die Geschichte der bi-nationalen Paare war im Verlauf der Jahrhunderte geprägt durch eine Doppelhelix von Verbot – und Lizenz. Die Kriterien für das Verbot wechselten: Von der örtlichen Abstammung über die soziale, die religiöse und die nationale Zugehörigkeit reichten die Kriterien, die für eine Heirat erfüllt sein mussten. Sie bestimmten in wechselnden Konstellationen, wer dazu gehören konnte.

Allerdings ist dieses multikulturelle Zusammenleben bis heute keineswegs ungefährdet: Die Zahl der «Ehrenmorde» – ein Begriff, der im Jahr 2009 überhaupt erst in den Duden aufgenommen wurde – liegt allein in der Bundesrepub-

lik gegenwärtig nach manchen Erhebungen bei zehn, nach anderen bei vierzig bis fünfzig jährlich. Seit den späten Neunzigerjahren erfolgt die höchstrichterliche Beurteilung solcher Morde nicht mehr durchgängig unter der relativierenden Berücksichtigung einer «anderen Kultur», die dergleichen eben mehr oder minder toleriere. So hat die bundesdeutsche Rechtsprechung den Begriff der kulturellen und sozialen «Verstrickung» abgelegt, der seine eigene deutsche Entschuldungs-Tradition mit Blick auf die nationalsozialistischen Verbrechen hatte. Die Verbrechen der anderen erlauben hier eine treffendere Beurteilung der eigenen Verbrechen – wenn auch mit großer Verspätung.

Wie diese Korrektur in der Rechtsprechung im Besondern, so erfolgt nach und nach auch die notwendige Neuvorgewisserung im Allgemeinen. Mit den Geflüchteten, von denen zwei Drittel männlich waren, kamen seit 2015 verstärkt auch andere Vorstellungen von Arbeit, Leben und Liebe (und Geschlechterrollen) in die deutsche Gesellschaft, die häufig durch einen Islam grundiert sind, der für manche Gläubige das ist, was Nationalstolz und Nationalbewusstsein einst für die europäischen Nationalstaaten waren. Die religiöse und kulturelle Differenz kann dazu führen, dass anerkannte Asylbewerber im eigenen Selbstverständnis doch keine Bürger ihrer neuen Heimat werden (wollen). Dann entzündet sich an den deutschen wie an den fremden Lebensgewohnheiten, an Recht und Kultur eine Reihe von Konflikten. In jedem Fall stellen sich die Anforderungen nicht allein an die Geflüchteten, sondern auch an die deutsche Bevölkerung und Politik. Abwehrende Tendenzen auf deutscher Seite blieben nicht aus: Die Zuwanderer werden zum Vorwand für offen rechtsextreme und nationalistische Propaganda und für Anti-EU-Affekte genommen. Das ist eine Probe darauf, ob das Gemeinwesen auch unter den Bedingungen globaler Migration, von Protektionismus und globaler Wirtschafts- und Arbeitsmarktkonkurrenz seine liberalen und rechtsstaatlichen Fundamente zu bewahren und weiterzuentwickeln versteht. Es werden Grenzen sichtbar, die zuvor nicht gesehen wurden.

Wenn die Erfahrung von Zuwanderung und familiärer Verflechtung durch «bi-Paare» im großen Stil für die Bundesrepublik wieder neu erscheint, so ist sie doch so alt wie die Menschheit selbst: Mythen und Märchen erzählen seit ältester Zeit von dem, was passiert, wenn Völker aufeinandertreffen. Und diese Literatur erzählt davon, unter welchen Bedingungen das Fremde oder Fremd-Scheinende die eigene Gesellschaft bereichert – oder bedroht.

Von der Bereicherung durch das Fremde erzählt das russische Märchen von der Froschkönigin Wassilissa. Seine Pointe liegt darin, dass weibliche Klugheit gegen allen Widerstand an der Spitze des Staates steht und damit eine neue Qualität des Miteinanderlebens gewonnen wird. Die Erzählung von der erfolgreichen Verwandlung wird so selbst zum Beweis des Möglichen.

Von der Gefahr, die von dem Fremden ausgeht, berichtet eine der unge-

wöhnlichsten Geschichten aus *Tausendundeiner Nacht* (sie beginnt in der 410. Nacht). Sie erzählt vom Prinzen Achmed und der Fee Peri Banû. Das Märchen warnt davor, die Anforderungen an die Fremden zu hoch zu schrauben, vor allem: die Fremden gleich machen zu wollen. Denn das Wesentliche ist eben, dass sie nicht gleich sind. Hier wird ein idealtypischer Konflikt sichtbar: Der Fremde soll zur Beruhigung der Gesellschaft einerseits zwar in seiner Fremdheit erkennbar sein, zugleich aber soll er sich so benehmen und so aussehen, als sei er nicht fremd. In der Spannung dieser Paradoxie wird der Druck auf die Fremden, aber auch auf die Gesellschaft so groß, dass jede Gemeinsamkeit verhindert wird.

Und wie erging es nun Jasmin und Osama? Obwohl es ihnen geglückt war, in Berlin zusammenzuleben, gab es für den Palästinenser Osama dort viele bürokratische Hürden und keine Aussicht auf Arbeit. Er sprach kein Deutsch und konnte deshalb nur schwer Kontakte aufbauen. Überdies sollte er sich dauernd politisch erklären, ob sie pro-israelisch oder pro-palästinensisch seien. Beide waren frustriert und niedergeschlagen. Durch die Einladung eines befreundeten Künstlers, an einer Ausstellung über Palästina und Israel im ESSL Museum bei Klosterneuburg in Niederösterreich mitzuwirken, kamen beide in engeren Kontakt mit der österreichischen Kunstszene. Osama bewarb sich an der Wiener Akademie der Bildenden Künste, wurde angenommen, lernte die Sprache und schloss 2014 in der Klasse von Heimo Zobernig sein Studium ab. Er arbeitet als Kurator und Jasmin Avissar als Choreographin am Volkstheater Wien. Wien sei seine Stadt, sagt Osama, und ihre gemeinsame Tochter die Zukunft.

Literatur

- Educult im Gespräch mit Osama Zatar, 19. 9. 2016, educult.at/educult-im-gespraech/educult-im-gespraech-mit-osama-zatar, zuletzt aufgerufen am 24. 6. 2019.
- «Die Gerichte entscheiden nicht nach Moral». Ehrenmorde in Deutschland, Interview mit Monika Frommel, Legal Tribune Online, 26. 7. 2011, <https://www.lto.de/recht/hintergruende/h/ehrenmorde-in-deutschland-die-gerichte-entscheiden-nicht-nach-moral>, zuletzt aufgerufen am 25. 6. 2019.
- Oberwittler, Dietrich/Julia Kasselt, Ehrenmorde in Deutschland 1996–2005. Eine Untersuchung auf der Basis von Prozessakten, hg. vom Bundeskriminalamt, Köln 2011: «Verkürzt gesagt hat sich die BGH-Rechtsprechung in Deutschland also von einer eher «nach-sichtigen» Bewertung von Ehrenmorden, welche die kulturellen «Zwänge» der Täter strafmildernd anerkannte, zu einer strengeren Bewertung entwickelt, die das traditionelle Ehrkonzept als besonders verwerflich ansieht» (S. 45).
- Jeismann, Michael, Die Freiheit der Liebe. Paare zwischen zwei Kulturen. Eine Weltgeschichte bis heute, München 2019 (mit zahlreichen weiterführenden Literaturhinweisen).

Lorke, Christoph, *Liebe verwalten. ‹Ausländerehen› in Deutschland (1870–1945)*, Habilitationsschrift, Münster 2019.

20XX

Wegen Eröffnung auf Dauer geschlossen – Der Flughafen Berlin-Brandenburg «Willy Brandt»

Jürgen Kaube

Im Süden Berlins sollte ein neuer Flughafen gebaut werden. Bei seiner Inbetriebnahme würde er der einzige Berliner Flughafen sein. So sah es schon eine Sitzung der Interministeriellen Kommission Luftverkehr aus dem Jahr 1992, also kurz nach dem sogenannten Hauptstadtbeschluss des Deutschen Bundestages vom Juni 1991. Eine Hauptstadt, so die Vorstellung, könne die erwarteten dreißig Millionen Passagiere pro Jahr nicht mittels ihrer existierenden Flughäfen bewältigen. Manche sprachen sogar von sechzig Millionen Passagieren und verglichen Berlin mit Chicago. Das Untertreiben wird in der folgenden Geschichte keine Rolle spielen.

Siebenundzwanzig Planungs- und dreizehn Baujahre danach bewältigen die Flughäfen Tegel und Schönefeld (alt) beinahe 35 Millionen Fluggäste. Der Flughafen Berlin-Brandenburg Schönefeld (neu) aber, der inzwischen nach Willy Brandt benannt wurde, ist noch immer nicht fertiggestellt. Gesellschaftstheorien, die eine zunehmende Beschleunigung unseres Lebens behaupten, mögen in der stark gestiegenen Flugaktivität einen Anhaltspunkt für ihre These finden. Die Dauer mancher Großprojekte jedoch, die für die infrastrukturellen Grundlagen des velozifizierten und globalisierten Lebens sorgen sollen, spricht dafür, dass sich nicht alles beschleunigt.

Planungen komplexer, raumgreifender und sicherheitsempfindlicher Einrichtungen haben in allen Rechtsstaaten einen hohen Zeitbedarf. Darin unterscheidet sich der Flughafen nicht von anderen Großprojekten. 1993 legte die Berlin-Brandenburg Flughafen Holding einen Bericht über ihre Standortsuche für ihn vor. Für den Standort Schönefeld-Süd kam die Prüfung zu einer wenig günstigen Einschätzung. Bei ihm sei mit der bei weitem höchsten Lärmbelastung und also mit den meisten notwendigen Umsiedlungen zu rechnen. Flüge nach 24 Uhr könnten dort nicht stattfinden. Langfristig sei der stadtnahe Standort

auch nicht ausbaubar, und er habe die schlechtesten Voraussetzungen in puncto Flugsicherheit und Luftraum. Zur Raumentwicklung seiner Umgebung trage Schönefeld am wenigsten bei. Für Schönefeld sprach, dass es dort schon einen Flughafen gab und dass es nur etwa 25 Kilometer von Zentrum Berlins entfernt liegt, der Konkurrent Sperenberg liegt vierzig Kilometer südlich von Berlin. Von allen sieben geprüften Standorten, so das Gutachten, sei Sperenberg der am meisten, Schönefeld der am wenigsten geeignete.

Die Entscheidung fiel für Schönefeld. Zwar befand auch das Raumordnungsverfahren, in dem 1994 die erstplatzierten Standorte Sperenberg und Jüterbog-Ost sowie merkwürdigerweise der Verlierer der ersten Begutachtung verglichen wurden, Schönefeld sei ungeeignet. Das jedoch focht den Bundesverkehrsminister, den Regierenden Bürgermeister von Berlin sowie den Ministerpräsidenten von Brandenburg nicht an, als sie sich 1996 darauf verständigten, den Großflughafen am zweifelhaften Standort bauen zu lassen und danach alle anderen Berliner Flughäfen zu schließen. Es waren die Herren Wissmann (CDU), Diepgen (CDU) und – mit einem Minderheitenvotum für Sperenberg – Stolpe (SPD), die so entschieden.

Die juristischen und landesplanerischen Anstrengungen, deren es bedurfte, um erstmals in der Geschichte der Bundesrepublik einen Planfeststellungsbeschluss plausibel zu machen, der in krassem Gegensatz zum vorangegangenen Raumordnungsverfahren stand, sind ein eigenes Kapitel deutscher Rechts- und Planungsgeschichte. Neben politischen Interessen, Berlin als Weltstadt zu etablieren, spielten auch Grundstücksspekulationen eine Rolle. Viel Land war in Flughafenbauerwartung schon aufgekauft und später an die Flughafengesellschaft verkauft worden; Land, das dann später gar nicht genutzt wurde. Die Netzwerke von politischen Entscheidern, in denen tauschförmig gehandelt wird und Mehrfachloyalitäten üblich sind, tragen überdies zur Erklärung bei, weshalb es so kam, wie es kam. Dass politische Rationalität nicht kongruent mit dem Verstand von Gutachten ist, ließe sich auch an den Regierenden Bürgermeistern einer Stadt exemplifizieren, die jahrzehntelang sicher sein konnte, durchsubventioniert zu werden, und auch nach dem Wegfall der Begründungen dafür kaum eine andere Idee ihrer ökonomischen Existenz entwickelt hat als das, was Ökonomen «rent-seeking» nennen: den unter Einsatz hoher Ressourcen geführten Kampf um Privilegien.

Der erste Spatenstich erfolgte durch die Herren Tiefensee (SPD), Wowerit (SPD) und Platzeck (SPD) im September 2006. Ein solcher Zeitabstand zwischen Planfeststellungsbeschluss und Baubeginn ist nicht außergewöhnlich. Auch beim Münchner Großflughafen, der Ende der Achtzigerjahre gebaut wurde, lagen acht Jahre dazwischen. Die Gründe liegen im Planungsbedarf, vor allem aber in Gerichtsverfahren, die beispielsweise Anwohner anstrengen, Naturschützer oder Gemeinden, denen die Umsiedlung droht. In Berlin scheiterten überdies

zeitintensive Versuche, den neuen Flughafen zu privatisieren, nicht zuletzt am Regierenden Bürgermeister Wowereit (SPD), der erkennbar das politische Prestige des Großprojekts abschöpfen wollte.

Was Berlin besonders macht, ist der Abstand zwischen Baubeginn und Eröffnung. Sie wurde für den 30. Oktober 2011 erwartet, also nach fünf Jahren. Als dieser Tag näher rückte, hieß es 2010, der Flughafen werde aufgrund der Pleite eines Planungsbüros, schlechten Wetters und neuer europäischer Richtlinien für Gepäckkontrollen doch erst am 3. Juni 2012 fertig sein. Tatsächlich waren die Missstände viel größer und hingen unter anderem mit der ständigen Erweiterung des Projekts in späten Phasen der Fertigstellung des zunächst Geplanten zusammen. Nicht das sachlich Gebotene gab den Takt vor, sondern die Phantasie, man verwirkliche das größte Infrastrukturprojekt Europas. Eine dazu passende Führungsstruktur gab es so wenig wie klare Zuständigkeiten, an denen politische Einfälle sich die Zähne hätten ausbeißen müssen, oder einen Generalunternehmer. Zugleich hatten man, nicht zuletzt um die Berliner und Brandenburger Bauwirtschaft zu begünstigen, die Bauaufträge so stark gestückelt, dass am Ende Hunderte von Schnittstellen entstanden, die kaum mehr zu überblicken waren.

Vier Wochen vor jenem Termin 2012 waren es dann angeblich Probleme mit den Brandschutzanlagen, die eine weitere Verschiebung, diesmal auf den 17. März 2013 notwendig machten. Dass der Flughafen auch sonst zahllose Defizite aufwies, wurde verschwiegen: Rücksicht auf den Brandschutz klingt nach Kümern. Von nun an wurden in einem fort Schuldige gesucht und gefunden, also Manager, Planer, Architekten gefeuert, abgefunden und mitunter auch wieder eingestellt. Jede solche Maßnahme ging mit Gerichtsprozessen, erheblichen Wissensverlusten und Neueinarbeitung einher. Zeitweise arbeiteten mehr als sechzig Planungsbüros auf dem Baugelände. Der Einzige, der blieb, war Klaus Wowereit (SPD), der in all diesen Jahren dem Aufsichtsrat der Flughafengesellschaft vorstand, aber angeblich nichts vom Desaster wusste, schon gar nicht damit zu tun hatte.

Kurz darauf soll dann am 27. Oktober 2013 eröffnet werden. Die Zahl der festgestellten Baumängel war inzwischen mindestens fünfstellig. Der nächste Eröffnungstermin – zweite Jahreshälfte 2017 – platzte wegen der Insolvenz einer für die Gebäudetechnik zuständigen Firma sowie nicht abreißender Mängel an automatischen Türen, Brandschutzanlagen, Kameras und so weiter. Das Missmanagement nahm historische Dimensionen an, aber niemand traute sich, die Ursachen zu benennen oder das Projekt zu stoppen und anderswo neu anzufangen. Die Psychologie spricht hier von einem «escalating commitment to a failing course of action» – dem zunehmenden Festhalten an einem scheiternden Handlungspfad.

Im Dezember 2017 wurde schließlich eine Eröffnung für Oktober 2020 in Aussicht gestellt. Wären die 1,1 Milliarden Mark, von denen die Rede war, als

die Entscheidung für Schönefeld fiel, jemals ernst zu nehmen gewesen, wir hätten es bis dahin mit einer Verteuerung um knapp das Zehnfache zu tun: Kosten von 7,3 Milliarden Euro werden derzeit erwartet. Darin sind die Arbeitszeiten von Gerichten, politischen Ausschüssen und Behörden nicht eingerechnet.

Wodurch die unabgeschlossene Geschichte des Berliner Großflughafens fasziniert, ist die Fatalität, die über einem Geschehen liegt, das über einen so langen Zeitraum alle Selbstüberschätzung, alle Bereicherungsinteressen und alle Inkompetenz anzuziehen vermochte, die man sich denken kann. Was schief laufen konnte, lief schief, weil von Beginn an jede vorstellbare Form von Unehrlichkeit in das Vorhaben einging. Betrug, Preisabsprache, Korruption, Großmannssucht, nicht offengelegte mangelhafte Planung und eine unzureichend beaufsichtigte Projektsteuerung, ein politischer Wille, der sich mit der Formel «Alles ist politisch», taub für Sachargumente macht, Aufträge ohne Ausschreibung, Rechnungen für nicht erbrachte Leistungen, uneingestandene Überforderung, bewusste Falschdarstellung der Lage gegenüber der Öffentlichkeit und eine schier endlose Bereitschaft, verlorenem Geld weiteres hinterherzuschmeißen – das ist der Lasterkatalog dieses Schauspiels auf Kosten des Gemeinwesens.

Einerseits überforderte die ständige Erweiterung des Projekts alle Beteiligten. Ein Beispiel dafür ist die auf großspurige Wünsche von Wowereit (SPD) zurückgehende Einrichtung des Flughafens für den riesigen Airbus A380, ein anderes die zusätzliche Errichtung eines Terminals für Billigflieger. Ständig wurde etwas Neues projektiert, obwohl selbst die alten Aufgaben nicht abgearbeitet waren. Anstatt einen Flughafen zu bauen, der sich danach zum Weltflughafen entwickeln kann, war man darauf aus, gleich das Größtmögliche zu realisieren. Andererseits stand das große Selbstbewusstsein der wichtigsten Entscheider, von denen es zu viele gab, der Einsicht in die Risiken des Baus und die Planungsaufgaben im Weg. Politisch herrschte Wunschdenken, die tatsächliche Lage wurde ignoriert. Das Fixiertsein auf längst obsoleete Eröffnungstermine führte zu überhasteter Auftragsvergabe und zu einem technischen Chaos unkoordinierter Gewerke. Der Bericht eines Controllers, der von Juli 2010 bis Dezember 2011 bei der Betreiber-gesellschaft gearbeitet hat, ist wiederum eine den Leser fast lähmende Erzählung von organisierter Untätigkeit und Unverantwortlichkeit.

Die eigentliche Ironie des Vorganges in globaler Perspektive liegt jedoch darin, dass in dem Moment, in dem sich die Fertigstellung des Flughafens abzeichnet, das Fliegen selbst aufgrund seines Beitrags zur Erderwärmung in Misskredit gerät. Der Begriff «Flugscham» ist aufgekommen, noch bevor die Vertreter der Made-in-Germany-Mythen von Pünktlichkeit, Effizienz, technischer Rationalität und Verlässlichkeit sich in «Flughafenscham» üben konnten. Wer würde heute prognostizieren wollen, für wie viele Passagiere Berlin in zwanzig Jahren noch Kapazität vorhalten muss?

Literatur

- Berlin-Brandenburg Flughafen Holding GmbH (Hg.), Ergebnisse der Standortsuche. Phase 1 der Vorbereitung des Raumordnungsverfahrens: Zusammenfassung der Gutachten, Berlin 1993.
- Ministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes Brandenburg (Hg.), Planfeststellungsbeschluss Ausbau Verkehrsflughafen Schönefeld vom 13. August 2004, Band 1.
- Rosa, Hartmut, Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung, Berlin 2013.
- Roth, Matthias, Der Hauptstadtflughafen. Politik und Missmanagement. Ein Insider berichtet, Springe 2013.
- Sleesman, Dustin J. et al., Cleaning Up the Big Muddy. A Meta-Analytic Review of the Determinants of Escalation of Commitment, in: *Academy of Management Journal* 55 (2012), S. 541–562.

